

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Sonderausgabe:
Das schöne Ostpreußen
(Schuhbundtagung)



27uhle

Verlag: Georg Stille, Danzig-Berlin
3. Jahrgang 1922

Heft 2

Dresdner Bank in Danzig

Langermarkt 13

Telefon 4015 und 1609

Strumpfhaus Gerson

Danzig

Heilige Geisgasse 135 (am Stodentor)

**Größtes Spezialhaus
im Freistaat**

Bekannt günstigste Bezugsquelle für
Strumpfwaren, Handschuhe
Trikotagen, Wollwaren

Spezialität: Seidene Damen-Strümpfe

Extra-Engros-Abteilung



Für Wahrheit und Gerechtigkeit!

In vier Wochen 13 Auflagen
verändert und erweitert bis zur 20. Auflage

Der Kronprinz und sein wahres Gesicht

Unpolitische Dokumente eines
Augenzengen von Carl Lange

Geheftet 10. — M., Halbleinenband 18. — M.

Weserzeitung. „Ein Mann, der dem Kronprinzen menschlich nahe stand und als Publizist über ein angeklärtes Urteil verfügt, Carl Lange, der Herausgeber der Hildesheimer Monatshefte in Danzig, hat es gewagt und ein aufreches Büchlein über unseren Kronprinzen veröffentlicht, das nicht nur mit alten Lügen über Friedrich Wilhelm wahrheitsbeweisend aufräumt, sondern auch ehrlich die kronprinzlichen Fehler bekämpft.“ Paul Burg (Schauinsland)

Reichsbote, Berlin. „Feinde der monarchischen Staatsordnung werden den Spiegel der Wahrheit hier finden, denn Lange räumt mit den Verleumdungen auf und zeigt den Kronprinzen, wie er in Wahrheit ist. Möge das Buch in weite Kreise dringen, um zu belehren und falsche Auffassungen zu zerstreuen.“ Oberst Jannasch

— In jeder Buchhandlung zu haben —
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“ und des
„Deutschen Heimatbundes Danzig“

3. Jahrgang

Mai 1922

Nr. 2

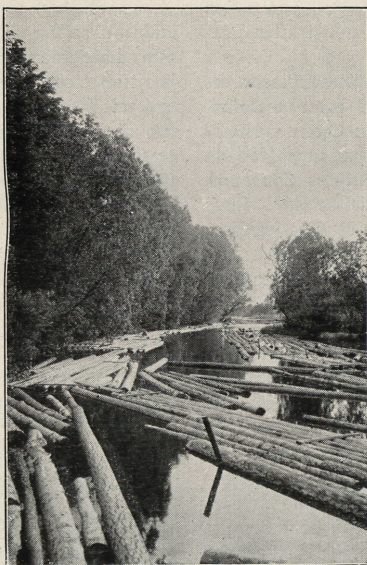
Der Deutsche Schutzbund und seine Jahrestagung in Ost- und Westpreußen

Von Karl C. von Loesch

Als das Deutsche Reich im November 1918 zusammengebrochen war, als fremde Völker hegehrlich ihre Hände nach des Reiches und Deutsch-Oesterreichs Grenzen ausstreckten, als schwerste wirtschaftliche, soziale und politische Krisen ganz Deutschland in seinem inneren Gefüge erschütterten, zeigten gerade die am meisten bedrohten Grenzdeutschen in Ost und West, in Nord und Süd, daß sie noch keineswegs gewillt seien, sich selbst aufzugeben. Auf landsmannschaftlicher Grundlage, unter Hintanstellung aller trennenden Gegensätze schlossen sie sich allenthalben fest zusammen und schritten zur kulturellen und wirtschaftlichen Selbsthilfe, vielfach unterstützt durch landsmannschaftliche Körperschaften, die sich im Reichsinnern bildeten. Für die Reichsdeutschen war diese Schutzbewegung etwas Neues und in der Fülle der sich überstürzenden politischen Ereignisse blieb sie hier von der Allgemeinheit zunächst auch fast unbenutzt. Bald aber ging von der Kräftesammlung des Deutschtums an den Grenzen ein lebendiger Strom aus; er löste im Inneren des Reiches bei den Vorkämpfern für ein einiges deutsches Volk neue Kräfte in dem Augenblick aus, als — im

Mai 1919 — die Versailler Friedensbedingungen bekannt wurden. Damals entstand der Deutsche Schutzbund, ein Verband, der heute, nach drei-

jährigem Bestehen, bereits hundert Körperschaften zusammenschließt. Sein Ziel ist: Einigung, Sammlung und Stärkung der Kräfte, die sich zur Behauptung und Erneuerung des bedrohten Grenz-, Kolonial- und Auslandsdeutschtums regen. Die schwer bedrohten Grenzdeutschen hatten es in der Stunde der höchsten Gefahr gelernt, die parteipolitischen, religiösen und Klassengegensätze zu überwinden. Das Gleiche wurde von der Allgemeinheit des deutschen Volkes gefordert und verstanden: wir brauchen nur an die Abstimmungskämpfe zu erinnern, welche trotz unserer allgemeinen inneren Zerrissenheit alle Kreise des deutschen Volkes zu einmütiger Arbeit zusammenführten. Hintanfügung aller



Mühlensleiß von Osterode

parteipolitischen, religiösen und Klassengegensätze ist auch für den Deutschen Schutzbund die Vorbedingung, ohne die er sein vornehmstes Ziel, das ganze, über alle Welt zerstreute deutsche Hundertmillionenvolk zu einer innerlich festen Einheit zusammenzuschließen, nicht zu erreichen zu können glaubt. In seinem Vorstande



Typisches Haffufer

arbeiten daher Männer und Frauen aller Parteien zusammen.

Was hat der Deutsche Schutzbund bisher erreicht? Durch seine Mitarbeit bei den Volksabstimmungen in Schleswig, in Ost- und Westpreußen hat er und haben ihm angeschlossene Körperschaften erreicht, daß deutsches Land und deutsche Menschen deutsch geblieben sind. Auch die deutsche Stimmenmehrheit in Oberschlesien zu erringen hat der Schutzbund geholfen, nicht nur indem er den Transport von Hunderttausenden zu den Volksabstimmungen organisierte und durchführte, sondern auch indem er durch die „Grenz-Spende“ die Grundlage zu den notwendigen Millionenensammlungen im Reiche und im Auslande legte. Der Deutsche Schutzbund und die ihm angeschlossenen Körperschaften strebten an und erreichten, daß das ganze Volk an den Fragen des Grenz- und Auslandsdeutschtums lebendig Anteil nimmt. Ein umfangreiches Fachschriftentum und die Tatsache, daß über vierzig Tageszeitungen wöchentliche oder halbmonatliche Sonderbeilagen für diese Fragen geschaffen haben, sind dafür ein bereiteter Beweis.

Noch steht ja die Schutzbundarbeit naturgemäß in den Anfängen, und der dringlichen Aufgaben sind so viele, daß immer nur an der Stelle praktische Hilfsarbeit geleistet werden kann, wo diese Hilfe am allernotwendigsten ist. In vielen Fällen, die sich öffentlicher Erörterung entziehen, die an Bedeutung den Volksabstimmungen nur wenig nachstehen, ist das

auch mit bestem Gelingen geschehen. Die Lösung zahlreicher anderer Aufgaben bedarf noch wissenschaftlicher oder aufklärend-werbender Vorarbeiten, wie sie auf Betreiben des Schutzbundes jetzt von vielen Hochschullehrern und von einer ausgezeichneten Fachpresse geleistet werden, wie sie aber auch auf den inhaltsreichen Bundestagungen in Berlin (1920) und in Klagenfurt (1921) geleistet worden sind. Hier seien von solchen Gebieten nur Minderheitenschutz und Minderheitenrecht, Wanderungs- und Siedlungswesen genannt.

Die Berliner Bundestagung hat den Zielen des Deutschen Schutzbundes folgende Form gegeben:

„Wir fordern nicht nur die staatliche Zusammenfassung aller Teile des geschlossenen Sprachgebietes, die diese Zusammenfassung selbst wünschen, als ein ganzes (nicht ein größeres, sondern ein ganzes) Deutschland, Großdeutschland im Gegensatz zu dem durch den Gewaltfrieden erzwungenen Rumpfdeutschland.“

Wir erstreben darüber hinaus auch eine Erneuerung des gesamten deutschen Volkes, als einer nicht nur innerlich ausgeglichenen, sondern in allen seinen geographisch und politisch getrennten Teilen geistig-seelisch verbundenen Gemeinschaft.

Diese äußere Gemeinschaft aller Teile des Deutschtums in der Welt wollen wir nicht autoritativ im staatlichen Sinne von einem Mittelpunkt aus fördern, sondern auf der Grundlage der Selbstentfaltung und Selbstbestimmung aller einzelnen Glieder. Die materiellen Trennungen und Hemmungen durch staatliche Grenzen und wirtschaftlichen Zwang müssen überwunden werden durch den Gedanken der lebenden, organisch

gegliederten, nicht so sehr auf staatliche Einrichtungen wie auf völkische Selbsthilfe gegründeten Volksgemeinschaft."

Der dritte Satz hat natürlich nicht — wie einmal irrtümlich angenommen wurde — eine Neugliederung des Reiches nach § 18 der Verfassung zum Ziel, sondern das Verhältnis des Reiches zu den abgetrennten Gliedern des Volksganzen. Er hängt aufs innigste mit dem organisatorischen Aufbau des Schutzbundes zusammen. In ihm nimmt der reine Verbandsgedanke Gestalt an. Der Schutzbund ist nichts und will nichts sein als eine zentrale Arbeitsstelle, die den angeschlossenen Körperschaften völlige Souveränität und alle Verantwortung für die Einzelarbeit überläßt. Das Verhältnis der Verbände zum Schutzbund ist ein Vertrauensverhältnis. Er vertritt diejenigen Vereine, die in Berlin keine eigenen Vertretungen unterhalten können, gegenüber den Zentralbehörden, den Parlamenten und den anderen freien Körperschaften auf Antrag hin. Seine Aufgabe ist es, die Bestrebungen der einzelnen Vereine gegen einander abzugleichen, die Körperschaften mit den sich bietenden Arbeitsmöglichkeiten und -Notwendigkeiten bekannt zu machen und jeder einzelnen die Erfahrungen in anderen Grenz- und Auslandsgebieten zu vermitteln. Mitglied des Deutschen Schutzbundes können nur Vereine, Verbände oder sonstige Körperschaften werden. Deutsche Vereine in fremden Staaten, die durch Zugehörigkeit zu dem zentralen Verbände politisch gefährdet werden könnten, werden nicht

als Mitglieder aufgenommen, erhalten aber auf Wunsch dieselben Rechte wie die Mitglieder.

* * *

Der deutsche Osten stellt der deutschen Schutzarbeit die größten und schwersten Aufgaben. Die Deutschen im Memelland haben noch immer unter der Ungewißheit ihres politischen Schicksals zu leiden; die Entscheidungen, die zu erwarten stehen, werden sie aber keinesfalls dem Reiche wieder näher bringen. Ostpreußen, durch den sogenannten polnischen Korridor von uns getrennt, ist politisch bedroht und schwersten wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Nachteilen ausgesetzt. Es leidet unter der künstlich getroffenen Insellage und fühlt sich vergessen. Polen versucht, trotz seiner Niederlage im Juli 1920, diese Schwierigkeiten für sich auszunutzen. Eine gewissen- und bedenkenlose, mit großen Mitteln arbeitende polnische Propaganda ist bemüht, die Masuren geistig und wirtschaftlich zu sich herüberzuziehen. Freilich erfolglos. Denn welchen Nöten die Deutschen, die an Polen abgetreten werden mußten, ausgesetzt sind, ist bekannt. Allen den bedrohten deutschen Brüdern im Osten einen überzeugenden Beweis von der herzlichen Anteilnahme aller deutschen Stämme zu geben, war unter diesen Umständen seit langem der Wunsch des Deutschen Schutzbundes. Daher wurde auf der Klagenfurter Bundestagung zu Pfingsten des vorigen Jahres die Einladung der Ostpreußen, die nächste Bundestagung in ihrer Provinz abzuhalten, freudig



Phot. Carstensen, Osterode

Am Eilingsee

angenommen. Ostpreußen wird in diesem Jahre zu Pfingsten der Schauplatz der 3. Bundestagung sein.

Die letzte Bundestagung in Klagenfurt hat gezeigt, daß es sich bei den Schutzbundtagungen um mehr als um eine Vereinsveranstaltung handelt. Sie ist für alle Teilnehmer und für das ganze Kärnten ein Erlebnis gewesen. Mehr noch, sie ist ein geschichtliches Ereignis geworden. Von überall her waren deutsche Männer und deutsche Frauen gekommen, sich kennen zu lernen, sich zu beraten zu gemeinsamer Arbeit und Abwehr feindlicher Gewalt; sie alle aber waren auch gekommen, dem Kärntner Volke Dank und Freude zu zeigen, daß es so tapfer und zähe mit der Waffe das Recht der Selbstbestimmung errungen und mit eisenfestem Willen im Herzen

die Volks-

abstimmung

siegreich

durchgeführt

hatte. Und

wie wußten

die Kärntner

ihrerseits für

die Teil-

nahme, die

alle deut-

schen Stämme

zeigten, zu

danken!

Kein Bruder

kann den

Bruder, kei-

ne Schwester

die Schwester

herzlich

aufnehmen,

als die Kärntner

ihre Gäste

aufnahmen,

die zu der großen

Familie, deut-

sches Volk ge-

hörsen, gehör-

ten. Pfingsten,

deutsche

Pfingsten war

es, als am zweiten

Seiertage

Zehntausende

von den Bergen

und aus den

Tälern der Alpen

in farbenfrohen

Trachten her-

beieilten, um uns

in einem wunder-

bar natürlichen

und eindrucksvollen

Festzuge das deut-

sch Leben im Kärntner

Land zu zeigen,

als die weltberühm-

ten Kärntner Sän-

gergrüße uns brau-

send willkommen

hießen, als der ern-

ste Norden und der

sonnigere Süden sich

zusammenfanden

in dem Gefühle aus

der Tiefe des Her-

zens: Mein Bruder,

meine Schwester!

Seit diesem deut-

sch Pfingsten weiß

ein ganzer Volks-

stamm, der sich vor-

dem verlassen und

vereinsamt gefühlt

hat, daß das große

deutsche Volk sei-

ner in Liebe und

Treue gedenkt und

mit der Tat für ihn einstehen wird, wenn er uns etwa einmal wird rufen müssen.

Das ist ja der Sinn, das ist die hohe sittliche Aufgabe der Bundestagungen des Deutschen Schutzbundes: die deutschen Stämme in lebendiger Berührung miteinander bekannt, allen den Wert und die Bedeutung jedes einzelnen Stammes bewußt zu machen. So soll das Band, das uns alle zusammen umspannt, nicht nur fester und fester geschmiedet, sondern es soll jedem deutschen Manne, jedem deutschen Weibe auch zum Greifen klargemacht werden, welchen hohen, unerseßlichen Wert wir alle an dem Bund der deutschen Volksgemeinschaft besitzen, welchen reichen und kostbaren Inhalt es umschließt.

Die am schwersten um ihre deutsche Art zu

ringen ha-

ben, haben

das zuerst

und zumeist

erkannt, die

Deutschen,

die an frem-

de, deutschem

Weisen feind-

liche Völker

angrenzen.

Sie, die um

ihre deutsche

Art vielfache

seelische und

körperliche

Not leiden

müssen, sind

die besten,

die treuesten

und aufrechtsten

Deutschen. Sie

sind der Teil-

nahme des gan-

zen deutschen

Volkes am

würdigsten, der

Teilnahme und

der tatkräftigen

Hilfe am bedürft-

igsten. Darum

hält der Deutsche

Schutzbund sei-

ne alljährliche

Bundestagung

in einer Grenz-

mark ab, die im

Abwehrkampf

gegen ihre

Entdeuschung

steht. Hier ist

es ein tägliches

Erlebnis, ein

Deutscher zu

sein, hier fin-

det der Grenz-

deutsche aus

anderen Gauen

Schicksals-

genossen, hier

kann der Deut-

sche, der die

Kämpfe der

Grenzlandbrü-

der nur aus

knappen Berich-

ten kennt, be-

greifen lernen,

wie groß die

Not, wie schwer

der tägliche

Kampf ist, hier

kann er sich

aber auch wie-

der aufrichten

und wieder froh

und stolz sei-

nes deutschen

Volkes werden,

das leben und

erstarken wird,

weil es leben

und wieder stark

werden will mit

dem Ziel: durch

Einigkeit stark

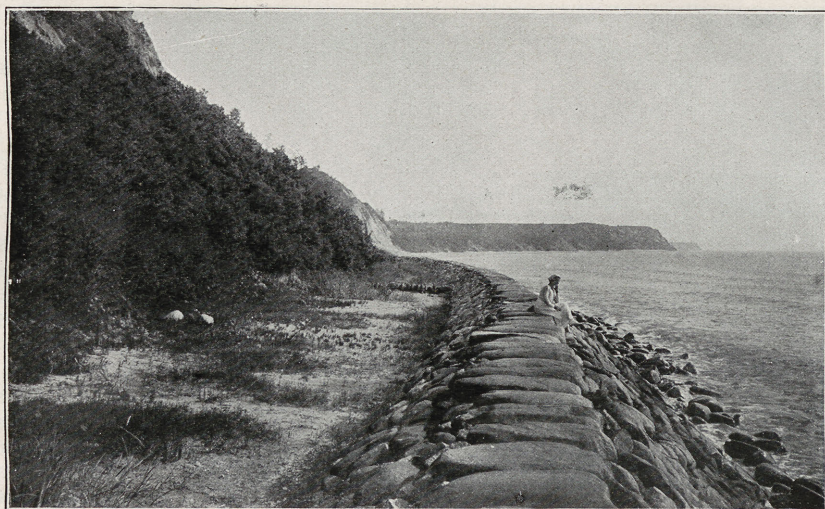
und durch Stark-

sein vereint



Phot. Arch. Bruns, Orlisburg Masurisches Holzhaus in Montwiß, Kreis Ortelsburg

und aufrechtsten Deutschen. Sie sind der Teilnahme des ganzen deutschen Volkes am würdigsten, der Teilnahme und der tatkräftigen Hilfe am bedürftigsten. Darum hält der Deutsche Schutzbund seine alljährliche Bundestagung in einer Grenzmark ab, die im Abwehrkampf gegen ihre Entdeuschung steht. Hier ist es ein tägliches Erlebnis, ein Deutscher zu sein, hier findet der Grenzdeutsche aus anderen Gauen Schicksalsgenossen, hier kann der Deutsche, der die Kämpfe der Grenzlandbrüder nur aus knappen Berichten kennt, begreifen lernen, wie groß die Not, wie schwer der tägliche Kampf ist, hier kann er sich aber auch wieder aufrichten und wieder froh und stolz seines deutschen Volkes werden, das leben und erstarken wird, weil es leben und wieder stark werden will mit dem Ziel: durch Einigkeit stark und durch Starksein vereint



Uferschutzmauer westlich der Wolfschlucht bei Warnicken 1920

Wie groß . .

Die Düne ragt ins blaue Licht.
Und rührt sich nicht und regt sich nicht.
Wie Eine, die in ihr Gebet,
mit ganzer Seel' versunken steht.

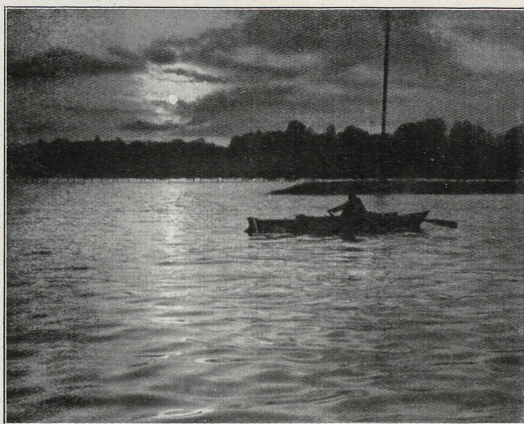
Wie eine frauenleise Hand
streicht eine Wolke übers Land.
Und selig singt ein weicher Wind:
Wie groß doch Gottes Wunder sind!

Friz Kudnig - Königsberg

Das schöne Ostpreußen

Von Max Morgişki

Es ist da, das
schöne Ostpreußen.
Wer, der es kennt,
vermöchte daran zu
zweifeln. Und doch
hat Dethleffen
recht, wenn er in
dem ersten Satz
seines gleichnami-
gen Buches jagt,
als Begriff müßte
das schöne Ost-
preußen erst ge-
prägt, als Vor-
stellung erst im
deutschen Volke
geweckt werden.
Was damals, als
Dethleffen diese



Phot. Gyllenkamp, Löhnen

Mondnacht auf dem Löwentin-See

Worte schrieb, noch
Wunsch, nur Wunsch
war, ist heute wohl
schon ein wenig
Erfüllung gewor-
den, nicht zuletzt
dank seinem vor-
trefflichen Werke.
Vor allem aber
war es der Krieg,
der die Menschen
durcheinander
warf und die Män-
ner aller deutschen
Stämme in immer
erneuter Wande-
rung von Ost nach
West und von West
nach Ost führte,



Aus „Das schöne Ostpreußen“

Łężyce: Seengebiet

Verlag Piper & Co., München

der auch unser Heimatland dem Vorstellungskreise von Hunderttausenden als neuen Besitz einfügte. Sie, die auf ostpreussischem Boden die Tannenbergschlacht und die Winterschlacht schlugen, die auf der Kriegsfahrt nach Rußland hinein durch unsere Provinz zogen, sie haben sicherlich alle das Bild der ostpreussischen Landschaft in ihr Gedächtnis aufgesogen und bewahren es als teure Erinnerung. Warum? Weil sie eine angenehme Enttäuschung erlebten, weil das, was sie sahen, so gar nicht der bisherigen Vorstellung entsprach. Und angenehme Enttäuschungen vergißt man nicht.

Dreihundert Jahre lang war Ostpreußen durch einen polnischen Keil von seinem Mutterlande getrennt. Der stetig fließende Strom der Ab- und Zuwanderer, der alle übrigen deutschen Stämme aufs engste miteinander verband und die lebendige Fühlungnahme zum gegenseitigen Verstehen und Wertschätzen steigert, er war im Osten unterbunden. Ostpreußen mußte daher ein sagenhaftes Land bleiben. Nicht zu seinem Vorteil. Die wenigen, wenn auch teilweise ehrlich begeisterten Stimmen von Reisenden, die das Land mit eigenen Augen gesehen und erlebt hatten, verhallten eindrucklos in der großen Wüste der Teilnahmlosigkeit, der vorgefaßten Meinungen. Als dann Westpreußen wiedergewonnen war, wurde es durchaus nicht besser. Selbst dann nicht, als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwei vortreffliche Schienenwege von dem Herzen Deutschlands zu seinem östlichen Glied vorstießen. Denn immer

noch blieb die Tatsache bestehen, daß der Berliner ebenso schnell zum Rhein und zu den Alpen, wie nach Ostpreußen, und der Süddeutsche viel schneller und auf viel schönerer Fahrt nach der Schweiz und Italien gelangte, wie zu uns. Nun gibt es gewiß auch noch andere Mittler, als allein den Augenschein. Ich nenne nur die Kunst. Aber urwüchsige ostpreussische Heimatdichtung, Heimatkunst, die imstande gewesen wäre, eine Brücke des

Verstehens, der Liebe zu schlagen, hat es nie gegeben und gibt es auch heute noch nicht. Wenigstens nicht in der erforderlichen Stärke. Dichter und Künstler hat Ostpreußen dem deutschen Vaterland wohl genug geschenkt, aber sie sind alle entwurzelt, abgewandert. Die großen geistigen Mittel-



E. Strohberg

Allenstein, Lauben am Markt

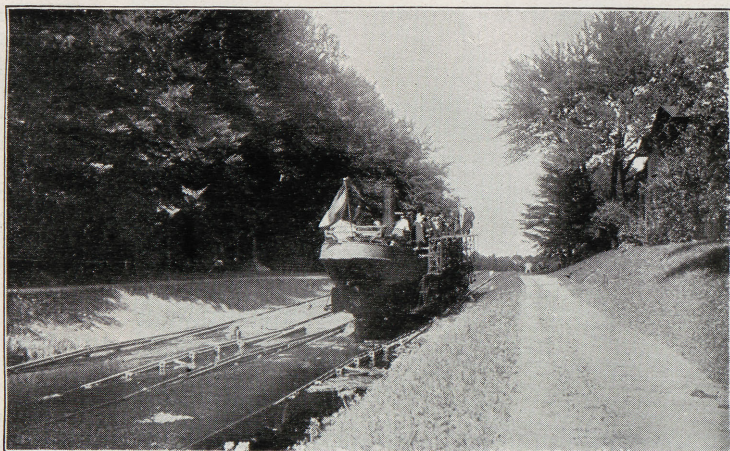
Nach einem Aquarell von Frieda Strohberg

punkte Deutschlands haben sie aufgezogen und ihrer Sonderart entkleidet. So ist die Kenntnis von Ostpreußen als reizvoller Landschaft und als Stätte besonders gearteeter Kultur noch längst nicht dem ganzen deutschen Volke in dem Maße Gemeingut geworden, wie wir Ostpreußen es wünschen und

wie unsere Heimatprovinz es ohne Zweifel verdient.

Und heute schiebt sich wieder ein polnischer Korridor zwischen uns und unser Mutterland und es besteht Gefahr, daß wir das wenige, was wir in den Jahren des Krieges an Verständnis und Liebe für Ostpreußen im deutschen Volke errungen haben, infolge der Verkehrserschwernis wieder verlieren.

Darum begrüßen wir Ostpreußen es mit besonderer Freude, daß die Schutzbundtagung so



Phot. Carlseisen

Geneigte Ebene am Oberländischen Kanal

viele Hunderte von Volksgenossen aus allen Teilen und Winkeln des deutschen Landes zu uns führt. Dessen sind wir gewiß, wenn sie wieder heimfahren, werden sie uns gern bezeugen, daß unsere Heimatprovinz des Interessanten wie des Schönen genug bietet, um einen Besuch wirklich lohnend und zum Genuß zu machen, trotz dem Korridor.

Wer Ostpreußen in seiner Gesamtheit und in verhältnismäßig kurzer Zeit kennen lernen will, wird am besten zum Ziele kommen, wenn er sich zunächst nach Königsberg, der Provinzialhauptstadt, begibt. Zwar wird man Königsberg nicht zu den schönsten deutschen Städten rechnen, aber des Interessanten ist dort mancherlei zu sehen, von den uralten Speicheranlagen am Hafen bis zum Schloß, dem Dom, der Grabstätte Kants. Wohl wert eines Besuches sind auch die zahlreichen Sammlungen, die Bernsteinammlung der Universität, die ja einzigartig ist, das Prussiamuseum, das Heimatmuseum. Von Königsberg aus ist es nun möglich, strahlenförmig vorstoßend in wenigen Touren die schönsten und charakteristischsten Teile Ostpreußens kennen zu lernen. Die ostpreußische Landschaft ist außerordentlich abwechslungsreich. Norden und Süden sind in ihrem Charakter gänzlich verschieden. Der Norden flach, mit nur einigen wenigen, unvermittelt aus der Ebene aufsteigenden Erhebungen. Der Süden hügelig, reich bewaldet, von vielen Hunderten von großen und kleinen Seen belebt. Aber jeder Teil für sich stellt eine ausgesprochene Charakterlandschaft dar.



Pregelandschaft

Nach einem Aquarell von Frieda Strohmberg



Abgerutschte Uferstrecke an der Steilküste

In anderthalbstündiger Bahnfahrt erreicht man von Königsberg aus die Küste, die berühmte Samländische Steilküste. Schroff stürzt die Hochebene des Samlands nach Norden zu in das Meer ab. Gewaltige Steintrümmer, Findlinge, bedecken den schmalen Strand. Es ist, als ob ein Ungeheuer seine gewaltigen Pranken in das Land geschlagen hätte. So jäh und zerrissen ist der Absturz. Und immer noch, alljährlich zur Zeit der schweren Frühlings- und Winterstürme, reißt die Wut der Wogen neue Stücke aus dem Leib der Erde. Die Höhe aber krönt ein lieblicher Laubwald, in dessen Schatten ein Fußpfad zur Wanderrung einlädt. Sie bietet die schönsten Genüsse, den Blick in die Tiefe auf die Endlosigkeit des Meeres, das im Sonnenschein funkelt und glitzert, vorbei an den hübschen kleinen Badeorten Neukuhren, Rauschen, Warnicken, die sich in die wenigen schmalen Einschnitte der Steilküste schmiegen, bis zu dem Leuchtturm Brüsterort. Wenige Kilometer südlich davon befindet sich das Bernsteinwerk Palmnicken, wo menschlicher Fleiß und Wagemut sich tief in die blaue Erde eingebohrt hat,

um das samländische Gold, den Bernstein, zu gewinnen.

Nach Osten zu setzt sich das Samland in dem Wunderbild der kurischen Nehrung fort. Ein schmaler Landstreifen, der das kurische Haff vom Meere trennt. Ein seltsames Spiel der Natur hat ihn geschaffen. Feinsten gelblich leuchtenden Seefand türmte der Wind zu haushohen, langgestreckten Bergen, den Dünen. Sie wandern. Denn der Wind, der sie schuf, drückt sie jahraus jahrein weiter nach Osten. Unermüdlich läuft er vom Meere her die ansteigende Fläche hinauf und fegt die feinen Sandkörnchen vor sich her über den Kamm hinweg, der dadurch

langsam, Meter um Meter, aber unhaltbar nach dem Haff vorrückt. So manches Nehrungsdorf haben die wandernden Dünen bereits in tödlicher Umarmung erdrückt. Wer zwischen den Dünen dahin wandert, fühlt sich im Tiefsten gepackt von dieser seltsamen Welt von Schweigen, Reinheit und seltsamem Leuchten, die tot scheint, und doch so geheimnisvolles Leben in sich birgt. Darüber deckt der strahlende blaue Sommerhimmel seinen blauen Mantel, still und feierlich. Kaum hörbar, in den feinsten Tönen, singt der Wind sein Lied vom ewigen Werden und Vergehen, und nur ab und an tönt wie



Kleinfiedelungen in Sensburg

schweres Atmen das Rauschen des Meeres herüber, oder durchschneidet der schrille Schrei einer Möwe den Zauber des Unwirklichen, Weltentrückten. Zum Teil ist die Nehrung allerdings bewaldet, und der Mensch ist am Werk, auch die übrigen Teile anzuforsten. Gewiß zum Leidwesen aller Naturfreunde. Aber die harte Faust des Zweckes packt unerbittlich zu, um dem Wandertrieb der Dünen ein Halt zu gebieten, die Nehrungsdörfer vor dem Untergang und das Haff vor der Versandung zu bewahren. Von Königsberg aus ist die Nehrung sehr bequem zu erreichen. Eine Stunde Bahnfahrt nach Cranzbeek. Dort nimmt den Reisenden der Dampfer auf, der ihn über das Haff nach den entzückend gelegenen Nehrungsdörfern Nidden und Schwarzort und endlich zur nördlichsten Stadt Deutschlands, Memel, führt.

Nicht weniger bequem ist eine andere, überaus charakteristische Landschaft Nordostpreußens zu erreichen, das Memeldelta. Der Weg führt von Königsberg mit der Bahn nach Labiau, von dort mit dem Dampfer durch den großen Friedrichsgraben, die Gilge zum Memelstrom, den Strom aufwärts nach Tilsit. Träumende Melancholie nebelumspannter Hochmoore be-

herrscht diese Landschaft. Unzählige Ströme, Flußläufe und Rinniale, stille, meilenlange, schnurgerade Kanäle durchschneiden sie. In gewaltiger Ausdehnung bedecken Roterlenwälder den federnden schwarzen Boden. In ihrem Graubergen sich seltsame Tiere, die Elche. Wie Spukgestalten wirken sie durch die groteske Häßlichkeit ihrer riesigen Leiber und schaufelgehornten Köpfe. Vergessene Ueberreste einer längst dahingegangenen Tierwelt. Weltabgeschiedene Fischerdörfer an den Strömen und am Haff vervollständigen harmonisch das Bild. Hierhin drang noch nicht die nivellierende Macht des Jahrhunderts der Maschinen, hier fand Volkseigenart eine sichere Zuflucht und lebt sich heute noch kräftig aus in der Farbenfreude der Trachten und der Stille der Häuser. Hier blüht noch im Verborgenen das bescheidene Blümlein echter Volkskunst in all seiner Lieblichkeit und stillen Wärme.

Doch nun nach Süden zu. Zwei Wege führen dorthin. Von Königsberg am Frischen Haff entlang nach Elbing, von dort durch das Oberland nach Osterode zur Hauptstadt des Südens, Allenstein. Oder aber von Königsberg nach Löben, dann mit dem Dampfer über die großen masure-



Aus „Das schöne Ostpreußen“, Verlag Piper & Co., München

Samland: Bernsteinküste, Steilufer bei Warnicken



Aus „Das schöne Ostpreußen“, Verlag Piper & Co., München

Samland: Bernsteinküste, Steilufer bei Groß-Dirschkeim

rischen Seen nach dem Herzen Masurens, Rudczanny, und von dort mit der Bahn nach Allenstein. Der erste Weg führt in allmählichen Uebergängen von der nördlichen Ebene in die Hügellandschaft des Südens ein, die so gänzlich anders geartet und wiederum eine Welt für sich bedeutet. Hoch auf dem Haffufer baut sich die Kathedrale des Bistums Ermland, der Dom von Frauenburg, auf. Ein Meisterwerk mittelalterlicher deutscher Kirchenbaukunst. Einen herrlichen Ueberblick bietet die Höhe auf das Haff, auf dem in stiller Ruhe wie große weiße Vögel die hellen Segel der Schiffe und der Fischerboote dahinziehen, hinüber nach dem grünen Streifen der Grißchen Nehrung. Südwestlich davon am Elbingfluß in prachtvoller Umgebung liegt die regsame Industriestadt Elbing. Und nun geht es hinein in den herrlichen Naturpark des Oberlandes. Ein kleiner Dampfer führt den Reisenden auf dem Oberländischen Kanal, über seine berühmten geneigten Ebenen, durch idyllisch von prächtigen Laubwäldern umsäumte Seen in viele Stunden langer Fahrt nach Osterode.

Hügel, Wald und Seen zu geschlossener Wirkung vereint, machen die Schönheit des Oberlandes aus. Auch der Reiz der masurenischen Landschaft baut sich auf ihnen auf. Und doch trägt das Landschaftsbild Masurens einen ganz anderen Charakter. Es wirkt weniger intim und heiter, ist großartiger, von Schwermut überhaucht. Mauersee und Löwentinsee, zwischen denen auf schmaler Landbrücke Löben liegt, und endlich gar der Spirdingsee wirken allein schon durch die gewaltig sich dehrenden Wasserflächen, die ringsum umrahmt sind von sanft geschwungenen, gelb und grün leuchtenden Hügelketten.

Die Forsten mit ihren uralten dunklen Kiefernbeständen, zwischen denen sich prächtige Partien von Laubwald finden, ziehen sich Meilen und Meilen weit dahin, nur hie und da unterbrochen von Lichtungen, die der Mensch schlug, um dem Boden kärgliche Geldfrucht abzugewinnen. Hügelauflauf und hügelab ziehen die Forsten und in ihrem Schutze bergen sich die ungezählten stillen Waldseen. Geheimnisvoll dunkelt ihre schwarzgrüne Tiefe unter dem glatten, klaren Spiegel. Gleich eifersüchtigen Hütern drängen sich die riesigen Bäume dicht an das Ufer, Erlen baden ihre Füße in der klaren Flut und leise raunt das Schilf, das sie umkränzt. Masuren ist zweifellos die an Reizen stärkste der ostpreussischen Landschaften. Um ein Bild ihrer Vielseitigkeit in der Wirkung zu erlangen, genügt eine Dampferfahrt von Löben nach Rudczanny und die Talfahrt im Kahn auf dem Krutinnafuß. Annähernd gleich kommt ihr nur das romantische obere Alleetal, das von Allenstein leicht in kurzer Bahnfahrt und Wanderung zu erreichen ist.

Einladen soll dieser Aufjag. Darum muß er sich mit verheißenden Andeutungen begnügen. Wenn sie sich vornehmlich auf die landschaftlichen Schönheiten beziehen, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß es nicht auch sonst in Ostpreußen des Schönen genug gäbe. So manches Stadtbild bietet Reizvolles, und manche Ordensritterburg ragt in die Gegenwart hinein, als steinerner Zeuge eines längst vergangenen, heroischen und doch von Idealen und Schönheitsinn erfüllten Zeitalters. Wer es in seiner ganzen Größe erfassen will, beschließe seine Ostpreußenwanderung mit einem Besuch Marienburgs und Danzigs.

Ostpreussische Dome

Von Wilhelm von Obernig

Echte Baukunst soll ein Abbild sein der Umwelt, welcher sie entspringen ist. Westeuropas vielgestaltig-milder Landschaft entwachsen die Märchengebilde der Hausteingotik, ragende Türme mit durchbrochenen Helmen, spitzige Giebeln, zackige Wimperge, reich verschlungenes Maßwerk. Altpreußen karg und rauh, das Land kurzen, heißen Sommers und eisigen, langen Winters, bespült von schäumendem Meere, überbraust von wütendem Sturme, das Land weiter Flächen, finsterner Wälder und düsterer Seen, das Land, in schwerem Kampfe dem Deutschtum

gewonnen, in schwererem Kampfe ihm erhalten, dies Land mußte eine wuchtige, ernste Architektur erzeugen, hart und herb, wie seine Bewohner. Aber mögen seine Bauformen einfach und knapp, ja oftmals selbst karg erscheinen, wunderbar fügen sie sich seinem Charakter an. Wie Wesensglieder seiner Landschaft stehen die alten Ordenshäuser und -Kirchen trotzig und stark, schwer und gewaltig wie der Himmel, der über ihnen lastet. Mögen sie einander noch so sehr ähneln, dem aufmerksamen Beobachter bieten sie mannigfache Einzelzüge. Dies gilt

sonderlich von den beiden Bischofskirchen Ostpreußens, denen wir uns in folgendem Aufsatze zuwenden wollen, den Kathedralen Ermlands und Samlands, den Domen von Frauenburg und Königsberg.

Sunächst zur ostdeutschen Parthenope!

Hell schimmert das Frische Haff, von weißen Segeln belebt, unter blauendem Himmel. Unser Dampfer gleitet voran. In Steuerbord mittelhohe Dünenkämme der Nehrung, in Backbord

voll das Städtchen am Haffufer überschattend. Sie stellt sich als ein langgezogenes Rechteck dar, von welcher Grundform nur die Nordwestecke eine durch das abstürzende Gelände bedingte Abweichung aufweist. Die den heiligen Bezirk umschließenden Mauern und Türme gehen auf das Mittelalter zurück, sind aber wesentlich durch den Bischof Moriz Serber (1525—37) nach Frauenburgs Verwüstung durch Herzog Albrecht von Preußen in ihrer heutigen



Aus „Das schöne Ostpreußen“ Frauenburg: Von der Domsfreiheit Verlag Piper & Co., München
Rechts, am Dom, die Szebeckische Kapelle von 1732—35, im Hintergrunde der Glockenturm, links Kurien

teils flaches Ufer, teils mäßige Hänge. Vor dem Bug unseres Schiffes grüßt schon lange auf ansehnlicher Höhe eine ragende Baugruppe. In ihrem Mittelpunkt ein hehres Gotteshaus, von vier zierlichen Spitztürmen flankiert, mit einem charaktervollen Dachreiter versehen, emporsteigend über niedrigeren, die Kirche umgebenden Gebäulichkeiten, alles abgeschlossen vom seitlich angeordneten, hohen mit wälscher Haube gekrönten Glockenturme. Ein Stück Süderland scheint sich in den kalten Norden herniedergefunkt zu haben: Altpreußens Parthenope: Frauenburg.

Eine trohige Feste ist diese Domburg, macht-

Form ausgestaltet worden. In der Nordostecke der Gesamtgruppe befindet sich das Kapitelhaus. Wo im Norden, infolge der erwähnten Bodenbeschaffenheit der Mauerzug einen leichten Knick bildet, springt gegen Abhang und Stadt ein ansehnlicher, polygonaler Festungsturm vor. Ein fernerer Turm betont die Nordwestecke des Burggebietes. In ihm, aktenmäßig als Kopernikusturm bezeichnet, machte der große Astronom und Frauenburger Domherr (geb. 19. 2. 1473 in Thorn, gest. überlieferungsgemäß 24. 5. 1543 zu Frauenburg) seine weltbewegenden Beobachtungen. In der Westmauer liegt das Nebentor, durch das man jetzt meist

den Domhof betritt. An der Südwestecke steht der gewaltige, das Haff stundenweit beherrschende Glockenturm, achteckig in seinem Erdgeschosse, weiter nach oben quadratisch, dann abermals oktagonale in der erwähnten Wälschhaube auslaufend, zu seiner Gegenwartsform 1685 geführt. Die Südfront enthält östlich von einem vorspringenden, dem nördlichen ähnlichen Befestigungsturm den einst stattlichen, jetzt arg verstümmelten, von zwei Türmen flankierten Haupteingang zur Domanlage. Im Südosten erhebt sich das schmucklose, von Moritzberger in heutiger Gestalt umgebaute Alte Palais. Westlich, außerhalb des Mauerzuges, liegt das belanglose Neue Palais inmitten eines ausichtsreichen Gartens.

Von der Stadt her steigt man in einem Hohlwege, rechts die zierliche, schlanktürmige evangelische Kirche, zur Domberghöhe hinan, um den geheiligten Bezirk durch den westlichen Nebeneingang zu betreten. Der Anblick, der sich uns, durch das Tor geschritten, darbietet, gehört zu den größten Ueberraschungen, welche die nordische Architektur zu gewähren hat. Auf dem Domhofe, nicht aber in seiner Mittellinie, sondern nordwärts verschoben, strebt die Kathedrale empor. Kein ragender Turmbau in dessen, wie solcher im Norden üblich ist, schließt sie westwärts ab. Vielmehr steigt sie nach südländischer Art in einem mächtigen, durch drei Doppelblenden und einer darüber hin in Versfolg der Dachlinie auf- und absteigenden Blendengalerie aufs reichste gegliederten Giebel empor, seitlich begleitet von zwei zierlichen, schlanken, hübsch durchgebildeten, dem Mauerkörper ohne Anlage im Grundriß aufgesetzten, achteckigen Spitztürmen, wie solche auch am Ostende des Langhauses wiederkehren. Ein niedrigerer Vorhallenbau, in seinem Abschlußteil in der Mitte sowohl, als auch seitlich mannigfach geschmückt, bildet gewissermaßen den Auftakt zur eigentlichen Fassade. Das Ganze mit seinem Uebereinander und Gegeneinander eint sich zu einem Bilde von höchster Formschönheit in ebenmäßigen Verhältnissen. Gegensätzlich zur prangenden Stirnseite ist der übrige Aufbau des Gotteshauses: es stellt sich dar als dreischiffige, achtjochige Laienkirche in Hallenform mit einschiffigem, fünfjochigem, gerade geschlossenem Chore — sehr schlicht gehalten. Unter den Anbauten fällt die barocke, kuppelgeschlossene, verputzte Salvatorkapelle im zweiten Joch der Nordseite auf. Wie bei anderen mittelalterlichen Gotteshäusern begann man den Bau des Ermlands-

münsters mit Errichtung des Chores, als des für den Gottesdienst bedeutsamsten Teiles, und zwar im Jahre 1329. Nach seiner Weihe 1342 setzte man unmittelbar die Arbeiten am Langhause fort. Die Gesamtschöpfung erhielt ihren Abschluß mit der Vollendung der an Alter der Laienkirche nur wenig nachstehenden Vorhalle im Jahre 1388. Von den Dombaumeistern ist vermutlich der Name des letzten Eishard von Daddeln bekannt, dem alsdann Stirnseite und Eingangsvorbau, die Glanzstücke der Gesamtleistung, zuzuschreiben wären. Durch das mit hübsch geschmücktem Bogenfelde und anmutigen Laibungen versehene Hauptportal betritt man die wundervolle Vorhalle, von einem achteiligen Sternengewölbe überdeckt. Gegenüber öffnet sich der Westeingang des Langhauses. Er ist für altpreussische Verhältnisse ungewöhnlich reich durchgeführt. Das Tympanon zeigt mannigfache ornamentale Motive. Die Laibungen tragen im oberen Teile allerlei Figurenwerk innerhalb eines feinen Profils. Die unteren Wandungen sind einfacher gehalten. Das Ganze ward aus Kalkstein hergestellt. Die unteren Seitenwände der Vorhalle blieben völlig kahl. Unter dem Gewölbeansatz zieht sich, über einer dekorativen Backsteininschrift hinlaufend, ein reich gestalteter Fries, oberhalb dessen die vier Bogenfelder mit einem ungemein zierlichen gotischen Muster in Flächenornamentik ausgefüllt sind. Der kleine Raum in seinen wohlabgewogenen Verhältnissen findet an schmuckkünstlerischer Ausstattung in Ostpreußens mittelalterlicher Architektur nicht seinesgleichen.

Betritt man aus dieser Vorhalle das Gotteshaus, so wirkt der weite Blick unter dreizehn Gewölbejochen hindurch auf den Chor machtvoll und erhaben. Die Seitenpfeiler des Mittelschiffes sind ziemlich eng gespart, so daß in Verbindung mit der nicht allzu großen Breite desselben trotz seiner Höhe von nur 17 m eine ansehnliche Höhenwirkung zustande kommt. Dieser erste erfreuliche Eindruck hält bei näherer Prüfung der baulichen Einzelheiten nicht stand. Die Architekturformen, abgesehen von den Gewölben, Langhaus, Mittelschiff (16teilig), Absseiten (12teilig), Chor (8teilig), zeigen äußerster Kahlheit. Die Pfeiler erscheinen als unegliederte achtseitige Klöße, aus denen ohne jede Vermittlung die Wölbungen entspringen. Auch in den Seitenschiffen befinden sich keine Konsolen. Der Chor hingegen hinter stark profiliertem Triumphbogen weist Wanddienste mit schönen Kapitellen auf, welche die Eindeckungen

tragen. Die Kirche ist neuerdings recht unglücklich ausgemalt worden (gemalte Kapitelle!). Der Chor kam im allgemeinen besser davon.

Die Gesamtwirkung der ermländischen Kathedrale

liches Bildwerk geht in der Masse des Vorhandenen fast spurlos unter. Aus dem Mittelalter haben sich ein kleines, spätgotisches Gestühl im Langhause und ein schöner, dreiteiliger



Aus „Das schöne Ostpreußen“

Königsberg:
Westansicht des Domes, 14. Jahrhundert

Verlag Piper & Co., München

drale wird außer durch ihre Bauformen vor allem durch ihre Ausstattung gekennzeichnet, ohne daß diese sonderlich bedeutungsvolle Stücke enthielte. Der Frauenburger Dom ist keine Sammelstätte von Einzelheiten. Die Mehrzahl der vielen Altäre zeigt landläufige Barockformen. Manch tüchtiges Gemälde, manch leid-

Bischofsstuhl im Chor erhalten, dessen sonstige Gestühle teils gute Renaissance, teils überladene Barockformen aufweisen. Dem Anfange des 16. Jahrhunderts entstammt der einstige Hochaltar (jetzt an der Westseite des Nordschiffes), ein großer, doppelflügeliger Schrein von ansehnlichem Werte. Der heutige Hochaltar am Ost-

ende des Chores (1745—52) ist ein Prunkstück in Barockformen. Ueber die sonstigen Altäre muß hinweggegangen werden. Unter ihnen war im Südschiff der zweite (von Westen gerechnet) der des K o p e r n i k u s, dessen Grabstätte sich auch in unmittelbarer Nähe befindet. Von Ausstattungsstücken werde noch die anmutige Rokokokanzel erwähnt.

Unter des Domes Nebenräumen seien flüchtig berührt die Salvator- (oder Theodor-, auch S z e m b e k s c h e) Kapelle, kuppelgeschlossener Barockenbau am zweiten Südschiffsjoch mit prachtvollem schmiedeeisernem Eingangstore und nicht ungeschickten Fresken, die polnische Kapelle, ostwärtige Fortsetzung des Südschiffes, und die Sakristei, zweijochiger Raum nördlich neben dem Chore, von besonders schönem Gewölbe überspannt. Auf den hier befindlichen, überaus reichhaltigen Kirchenschatz sei nur hingewiesen. Er besteht aus Edelmetallarbeiten mannigfachster Stilformen. In einem Nebenraum der Sakristei hängt ein Rundbild: Madonna mit dem Kinde, verehrt von einem durch eine heilige vorgestellten Stifter in Domherrntracht, vermutlich kölnische Schule von 1426, ein für unseren Osten wegen seiner Seltenheit besonders wertvolles Werk.

Jeder Besucher, aus dem ehrwürdigen Dunkel der Kathedrale hinausgetreten, wird innigsten Genuß finden in Betrachtung der herrlichen Dombergaussicht. Rechts das Gotteshaus mit seinen Nebengebäuden, vor uns in der Tiefe das Städtchen. Dahinter die weitgedehnte Silberfläche des Frischen Hafes, durch den Höhenzug der Mehrung, den Schutzwall wider das andrängende Meer, abgeschlossen; ein Ganzes von fast südländischem Formen- und Farbenreize, überweht, wie es uns bedünken mag, von dem Geiste des Großen, der einst hier den Lauf der Gestirne beobachtete und wie kein zweiter Wandel schaffen sollte in der Gestaltung unseres Weltbildes: N i k o l a u s K o p e r n i k u s.

Nun nach Königsberg! Anders als im Ermland gestaltet sich im Samlande unser Herannahen an die Kathedrale. Dort Feierstille beim Ersteigen der Domberghöhe, hier lautes Großstadtgetöse, hastende Menschen, Schrillen der Straßenbahnglocken, fernher Sirenenklänge aus dem Hafengebiet, enge Gassen, teils noch eingefaßt von hochgegiebelten, hanseatischen Häusern. Verfolgen wir vom Rathause die Brotbänkenstraße in östlicher Richtung, so ahnen wir, auf ihrer Nordseite schreitend, nichts von

der Nähe einer großen Kirche. Jäh unvermittelt, desto eindrucksvoller erscheint uns des Domes Stirnseite, wenn sie, nur durch die Ausdehnung eines mäßig weiten Platzes getrennt, vor uns aufsteigt. Abweichend von Frauenburg, doch in Übereinstimmung mit dem im Westen bei umfangreichen Kirchenbauten herkömmlichen, in Altpreußen sehr seltenen Systeme (Beispiele in Kulm und Kulmsee), steigt die vierstöckige Fassade des Königsberger Domes, durch Fenster, Luken und Blendenreihen gegliedert, in vertikaler Dreiteilung auf. In der Mitte ein Giebel (32,14 m hoch), seitlich begleitet von je einem Turme. Diese Türme waren, nach mancherlei Beispielen aus dem Ordensgebiete zu schließen, kaum zu bedeutender Höhe emporgeführt. Sie fanden vermutlich einst ihre Krönung in Satteldächern, die zwischen Giebeln angeordnet waren, d. h. in derselben Weise, wie es beim Nordturm heute noch der Fall ist. Der gegenwärtige, plumpe Abschluß entstammt der Zeit nach einem Turmbrande von 1544. Damals führte man den Südturm, dem veränderten Geschmacks folgend, in Renaissanceformen durch. Auf dem umgestalteten, obersten, quadratischen Geschosse errichtete man einen zierlichen, zwölfeckigen, hohen Aufsatz und schloß ihn mit einem spizen Helme ab, der in einem großen Knaufe sein Ende fand (57,75 m). Bei der letzten, tiefgreifenden Wiederherstellung der Domkirche (1901—1907) durch G e h e i m r a t D e t h l e s s e n hat man die geschichtlich gewordene und geweihte, in ihrem eigenartigen Rhythmus trotz der Regellosgkeit (oder vielmehr wegen derselben) sehr ansprechende Fassadenlösung (ein Analogon bietet mutatis mutandis das Straßburger Münster) erfreulicherweise beibehalten. Diese Gestaltung sagt uns ungleich mehr, als uns eine stilgerechte Ausführung zu bieten vermöchte.

An den machtvollen Turmbau fügt sich ostwärts das fünfjochige, dreischiffige Langhaus mit der im Mittelschiffe gen Norden angebauten Taufkapelle und weiterhin gleichgerichtet der einschiffige, fünfjochige, gerabegeschlossene Chor an, ein Schema also, das demjenigen Frauenburgs nahe verwandt ist. Die Sakristei füllt die Ecke zwischen Chorbau und Südschiff des Langhauses. Das gesamte Äußere des Domes ist durch Blenden mannigfach gegliedert, und zwar an der stadtzugewandten Nordseite in reicherm Maße als an der Südfront, die sich einst der bischöflichen Pfalz zukehrte. Viele äußere Gebäudeteile, namentlich die Blenden, waren

durch aufgemalte, mehrfarbig gehaltene Maßwerkdekoration belebt, heute getreulich nach alten Resten wiederhergestellt. Die Südmauer des Chores ist sonderbarerweise 2,60 m höher geführt als die Nordwand. An jener zieht sich unter dem Gesims eine Spitzbogenreihe hin, während in dieser ein Rundbogenfries erscheint, in seiner Gestaltung an romanische Motive erinnernd. An der fensterlosen Ostseite des Chores

der Gassenlärm voll Scheu vor dem Gotteshause zurück. Nur im Süden streicht eine mäßig belebte Straße am Dome vorüber, auch diese von der heiligen Stätte teils durch ein Schulhaus, teils durch eine mit Baumreihen versehene Anlage geschieden. Gen Westen dehnt sich der erwähnte Platz, in trefflichem Verhältnis stehend zu Breite und Höhe der Domtürnwand. Im Norden und Osten erstreckt sich ein umschlossener



Aus „Das schöne Ostpreußen“ Königsberg: Der Chor des Domes Verlag Piper & Co., München
mit den Gräften der Ordenshochmeister, der Herzöge von Preußen und des Hofes
Bau erste Hälfte des 14. Jahrhunderts

ist der später näher zu berührende Wehrgang wieder entstanden, samt einem Treppenturme in der Südostecke des Gebäudes. Die lange Linie des Kirchendaches wird durch einen zierlichen Dachreiter mit wälscher Spitze unterbrochen, der anno 1568 in gegenwärtiger Gestalt errichtet worden ist.

Minder stimmungsvoll als bei der auf Bergeshöhe thronenden Ermlandskathedrale ist die Umgebung bei der auf niederer Strominsel gelegenen samländischen Bischofskirche, wenngleich man auch hier den Eindruck gewinnt, als weiche

Hof, von einem Gymnasialgebäude und dem schlichten Renaissancebau der Alten Universität, der jetzigen Stadtbibliothek, eingefast. An das östlichste Joch des Domchores ist nordwärts ein unschöner Kapellenbau in nüchtern gotisierenden Formen der achtziger Jahre des 19. Säkulums angefügt, von dessen Bedeutung späterhin die Rede sein soll.

Der ermländische Dom wurde von einem Kranze von Festungswerken umgeben. Die samländische Bischofskirche selbste selber ein Festungsbau werden. Der älteste Königsberger Dom

oder, wie man hier bis in die neuere Zeit schrieb und sagte: Thum, hatte am rechten Pregelufer gestanden, sich aber binnen kürzester Zeit als zu klein erwiesen. So beschloß Bischof Johannes Klare einen Neubau auf dem östlichen, dem Kirchenfürsten zugefallenen Teile der Pregelinsel Vogtswerder, auch Pregel münde, später Kneiphof, genannt. Die Arbeiten haben spätestens 1332 begonnen. Im folgenden Jahre wurden sie auf Befehl des Hochmeisters Luther (Luderus) von Braunsweig unterbrochen, weil sich's herausgestellt hatte, daß der Bischof seine Kathedrale befestigte. In der Ostwand des Chores, die zu jener Zeit schon aufrecht gestanden haben muß, befindet sich eine vollkommen ausgebildete, jetzt wiederhergestellte Wehrgangsanlage, welche diesen Bauteil zu einer der eigenartigsten Schöpfungen mittelalterlicher Kirchenarchitektur stempelt. Der bischöfliche Bauherr verpflichtete sich dem Hochmeister gegenüber, keine weiteren Befestigungen vorzunehmen. Er setzte die Arbeit nach nun verändertem Plane fort, und zwar in schnellstem Tempo. Hochmeister Luderus stirbt 1335. Bischof Johannes 1344. Beide wurden im Domchore beigesetzt, der nach dem letztgenannten Jahre vollendet sein muß. Nach Abschluß des ersten Bauabschnittes wandte man sich sogleich zum Langhause und zu den Türmen. Die jüngsten Wiederherstellungsarbeiten haben die überraschende Tatsache ergeben, daß das Langhaus ursprünglich als flachgedeckte Basilika errichtet worden war. Als die Baugelder infolge einer Ablasserteilung nach zeitweisigem Stoden wieder reichlicher strömten, gestaltete man, schnell entschlossen, die Laienkirche in eine überwölbte, dreischiffige Halle um. Die gesamten Dombauarbeiten sind noch im Laufe des 14. Jahrhunderts, ebenso wie bei der gleichalterigen ermländischen Schwester, zum Abschluß gekommen.

In Frauenburg erwähnten wir bereits die reichen Gewölbebildungen. Diese, namentlich die Ausgestaltung der Ueberdeckungen in Sternform, machen eine Eigentümlichkeit des Deutschordensstiles aus. Im Königsberger Dom sind die Gewölbe des Chores, sowie die des Mittelschiffes der Laienkirche zwölftelig. Die Abseiten (mit Ausnahme des einmal eingestürzten und seither mit einem achteiligen Sternengewölbe eingedeckten, östlichen Joches des Nordschiffes) weisen einen ganz eigenartigen, ähnlich nur im nachbarlichen Juditten vorkommenden Gewölbetypus auf. Lediglich eine

Diagonalsippe A—B ist durchgeführt; die entsprechende Rippe aus den beiden anderen Ecken des Gewölbes C—D wird kurz vor dem Schnitte mit A—B unterbrochen und von seitlich aus A und B entspringenden Nebenrippen aufgenommen.

Der Frauenburger Dom ist der Kultusform, für die er ursprünglich geschaffen wurde, erhalten geblieben; die Königsberger Bischofskirche hat ihre Bestimmung gewechselt. Am 17. November 1523 hielt Johannes Brismann in ihr die erste evangelische Predigt. Seither blieb sie ein protestantisches Gotteshaus. Nach Säkularisierung des samländischen Bistums wurde sie 1528 der Nachbarstadt Königsberg-Kneiphof als Eigentum überwießen. Der Chor, für den Gottesdienst überflüssig, wurde dem Totenkultus eingeräumt. Alles ward wohlgeordnet. Der hohe Chor, bestehend aus den beiden östlichen Jochen der Gesamtanlage, diente der Landesherrschaft — Preußen war mittlerweile weltliches Herzogtum geworden — als Grufstätte. Der niedere Chor, durch einen Gurtbogen vom Hochchore gesondert, ward den Großen des Landes angewiesen, während die Epitaphien der Bürger im Langhause ihre Aufnahme fanden. So entwickelte sich aus dem Königsberger Dom eine Grabkirche, die zu den großartigsten Stätten solcher Art gezählt werden darf. Diese Wandlung verlieh dem Bauwerk seine ganz eigene Note.

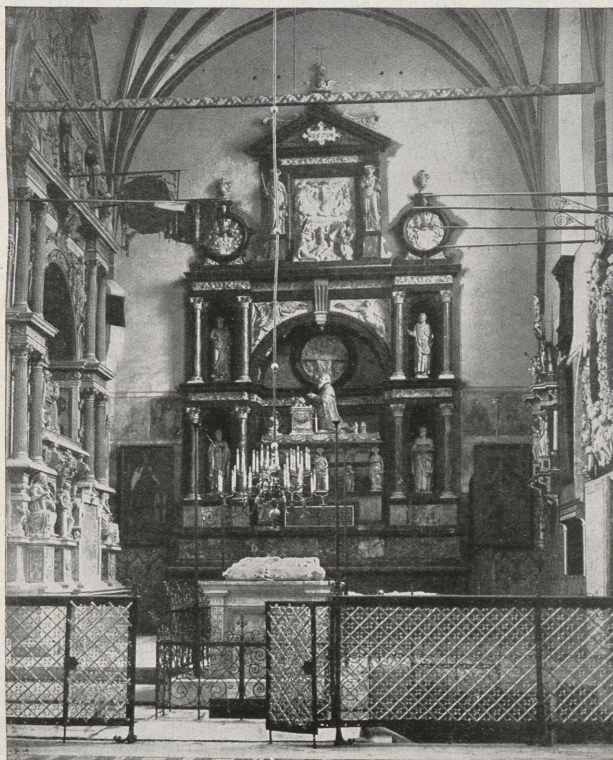
Von den Erdgeschörräumen des Turmbaues diente das Südgemach einst dem Räte als „Gesprächskammer“ für den Fall, daß während des Gottesdienstes wichtige Angelegenheiten zu erledigen waren. Der Mittelraum bildet die Eingangshalle, heute infolge Absinkens der Baumasse und Aufhöhung des Fußbodens in ihrer Wirkung geschwächt, weil zu niedrig erscheinend. In ihrer Nordostecke steht ein höchst eigenartiges Treppenhaus, in sonderbaren, aber dekorativ ansprechenden Formen, hinsichtlich seiner Entstehungszeit vielumstritten, von Geh. Rat Dethleffen als Arbeit des späten 17. Jahrhunderts erkannt. In ihm führt eine Stiege ins erste Obergeschöß des Turmbaues, das seit 1650 die namentlich durch theologische und genealogische Werke ausgezeichnete Gräflisch v. Wallenrodt'sche Bibliothek enthält. In zwei Zimmern zeigt sich eine äußerst gelungene Verbindung der mittelalterlichen Raumgestaltung mit buntfarbiger, barocker Ausstattung, ein Gesamtbild von ungemein intimer Reize.

Betreten wir aus der Vorhalle, ostwärts schreitend, das Kircheninnere, so wird der erste Eindruck gemindert durch die weit vorspringende Orgelempore, ein an sich beachtenswertes Werk aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Ist man ein wenig weiter vorangeschritten, so gestaltet sich die Gesamtwirkung des Gotteshauses zu eindringlichster Macht. Es ist keine jener himmelsstürmenden, aber deshalb oft engbrüstigen Hallen des Westens, sondern ein trotz seiner Höhe von 17 m (das gleiche Ausmaß wie in Frauenburg) eher niedrig erscheinender Raum, der aber harmonievollste Verhältnisse aufweist. Die weit auseinander stehenden, herrlich gegliederten Pfeiler, deren Profillinien sich teils in Laibungen der machtvollen Scheidbögen, teils in den Gewölberippen fortsetzen, die lichten Öffnungen gegen die Abseiten und die Breite des Hauptschiffes verleihen dem Ganzen eine wohlthuende Weiträumigkeit. Die Kirche wird durch schöne neue Fenster mit Darstellungen aus dem Leben Jesu erhellt. Der in visionärer Pracht erschimmernde Hochaltar zieht den Blick vorwärts gegen den in traumhaftem Halbdunkel ruhenden Chor. Alle Elemente der Gesamtschöpfung, der gotische Bau und die verschiedensten Zeiten entstammenden Ausstattungsstücke einen sich zu einem Bilde

voll wunderbarster Harmonie, wie man seinesgleichen nur selten antrifft.

Gegensätzlich zur Ermlandskathedrale bildet der Samlandsdom eine Stätte der Einzelheiten. Genauerer Eingehen auf sie sprengte den Rahmen dieser kurzen Darstellung. Nur das Hervorragendste sei erwähnt. Die prachtvolle Orgel auf der genannten Empore wurde 1720 von Johann Josua Mosengel erbaut. Später mehrfach umgestaltet, bildet sie die Grundlage des heutigen, gewaltigen Werkes. Ihr gegenüber, am Ostende des Hauptschiffes, ragt der Altar, an dem sich drei Stilepochen zu wunderbarer Einheit verknüpfen. Der Gotik gehört der tüchtig geschnitzte Schrein an, ein Werk der letzten vorreformatorischen Zeit. Dieser Mittelschrein wurde Ende des 16. Jahrhunderts zu einem großen Doppelsügelaltare mit daraufgesetzten, oberen Stockwerken in blühendster Renaissance erweitert.

Der Barockstil fügte 100 Jahre später seitlich reiches Rankenwerk mit lobpreisenden Engeln hinzu. Ueber dem Altare befindet sich, aus der zweiten Stilperiode stammend, ein gewaltiger Crucifixus im Triumphbogen, dem bei der jüngsten Wiederherstellung zwecks Ergänzung zu einer Gruppe die Einzelfiguren der Todeszeugen hinzugefügt worden sind. Seitlich schließen sich dem an einen



Aus „Das schöne Ostpreußen“ Königsberg: Das Denkmal. Verlag Piper & Co., München
Herzogs Albrecht I. im Domchor, von Cornelis Floris. 1570

Letzterrest gelehnten Altar (hier befanden sich einst Orgel und Predigtstuhl) hohe Schranken mit zwei Türen an, Renaissancearbeiten zur Barockzeit erweitert. Mit prunkvollen, daneben aufgestellten, barocken Beichtstühlen bilden alle letzterwähnten Kunstwerke eine trotz der stilistischen Verschiedenheit der Einzelteile wundervolle einheitliche Gesamtheit.

Von der mittelalterlichen Ausstattung der Laienkirche überdauerte einzig der Altarschrein die Stürme der Reformation. Alles andere ward hauptsächlich im 16. Säkulum erneuert. Hier sei die schöne Kanzel hervorgehoben, mit besonders gelungener Tür zur Treppe, die Stiftung eines einzelnen Königsberger Bürgers vom Ende des Reformationsjahrhunderts. Letzteres gilt auch von der etwa gleichzeitigen Taufkapelle. Diese, zwischen die Strebe Pfeilern des Mittelschiffes der nördlichen Abseite eingeschoben, wird vom Kircheninnern durch eine pergolaartige Steinbranke mit ionischen Säulen geschieden, inmitten durchgesetzt von schöner, schmiedeeiserner Tür. Der Taufstein, nordische bzw. romanische Motive zeigend, lange Zeit ein Rätsel, gilt heute als Schöpfung eines mit entsprechenden Vorbildern vertrauten Renaissancemeisters. Ueber diesem Taufsteine hängt ein bilbergeschmückter, kuppelähnlicher Deckel hernieder. Die reiche Ausstattung des Kirchenraumes vervollständigen Predigerbilder und zum Teil ausgezeichnete Epitaphien verschiedener Stilarten. In dem letzteren muß dasjenige zweier Söhne des ersten Königsberger Universitätsrektors Georg Sabinus, des Schwiegersohnes von Melancthon hervorgehoben werden. Es trägt, am nordöstlichen Halbpfeiler links vom Altare angebracht, ein wunderschönes Bild, eine Frau mit einem Kinde (die Mutter der Verstorbenen?) darstellend. Man spricht es als eine Schöpfung Lucas Cranachs d. Ä. an. Triffst das zu, so hätten wir in ihm eines seiner besten Werke zu begrüßen. Aber selbst die bedeutsamsten Einzelheiten — es sei zur Vervollständigung noch auf die mancherlei Gestühle hingewiesen — treten in diesem Innenraum neben der Hoheit seiner Gesamterscheinung zurück. Erwähnt sei noch der prächtige Silberschatz des Domes, lediglich nachreformatorische Gegenstände enthaltend, die, ein Ruhmestitel der Pregelstadt, ausschließliche heimischen Meistern ihre Entstehung verdanken.

Mag des Domes Langhaus, die Predigtkirche des Beschauers Sinne noch so sehr erfreuen, es bildet doch nur den Auftakt zum Chöre, der

Grabeskirche. Die Architektur dieses Bauteiles erscheint gegen die der anderen Abschnitte gesteigert. Die Gewölbe ruhen hier auf Diensten, welche über baldachingekrönten, konsolenge tragenen Heiligenfiguren aufsteigen. Die Wände waren reich mit religiösen Darstellungen geschmückt, welche, soweit zugänglich, wieder hergestellt sind, ebenso wie die in ihrer Gesamtheit bedeutung nicht klaren Rittergestalten und Wappen im Langhause. Die neuen Chorfenster sind um den Dom sonderlich verdienten Persönlichkeiten gewidmet. Von der mittelalterlichen Ausstattung der Priesterkirche ist ein prachtvoller, an die Rückwand des einstigen Letzners gelehnter Zweifitz erhalten, der sogenannte Hochmeisterstuhl, ein Seitenstück zum Frauenburger Dreifitz, ferner der Stuhl des Bischofs Nikolaus Creuder, ein hervorragendes Werk von 1503, sowie ansehnliche, wieder hergerichtete Reste des Chorgestühles. Die Wände sind zum großen Teile mit Epitaphien bedeckt, die, an Wert und Stilformen äußerst verschieden, eine wundervolle Gesamtheit von höchstem künstlerischen Eindrucke darstellen. Am machtvollsten zeigt sich dieser Eindruck, wenn man das Ganze mit einem Blicke umgreift. Alsdann erzieht man es, wie man dazu gekommen ist, diese Stätte, welche die Asche so manches um das engere Heimatland hochverdienten Mannes birgt, die Westminsterabtei des Nordens oder den feierlichsten Raum des deutschen Ostens zu nennen.

Der Schritt aus dem Langhause in den Chor bedeutet einen Aufstieg. Einen fernereren Aufstieg — es ist wundervoll, wie sich alles im Dome auf einen Gipfelpunkt hinsteigert — kann man im Chore selbst ausführen. Die architektonische und geschichtliche Trennung des Raumes in einen niederen und einen hohen Chor — beide Teile sind durch ein schönes, spätmittelalterliches Gitter geschieden — erwähnten wir schon. Verweilen wir zunächst, um uns das Großartigste fürs Ende vorzubehalten, im Niederchore, der Ruhestätte für die einstigen Großen des Landes. Außer durch die zuvor besprochenen Gestühle — von fernerer Ausstattungsgestaltung verdient ein prächtiger Tisch der Erwähnung — wird dieser Bauteil gekennzeichnet durch die außerordentliche Fülle der Grabmäler. Von diesen nenne ich zwei, als die am meisten in die Augen fallenden, ohne sie als die künstlerisch wichtigsten bezeichnen zu wollen, nämlich das großartige Denkmal des Kanzlers von Kossoth an der Nordseite, eine Schöpfung Michael Döbels mit einer wohl gelungenen

Figur des Entschlafenen und das spät barocke, mehr dekorative Monument des Landhofmeisters v. Waltenrodt an der Südwand. Künstlerisch und geschichtlich bedeutsam ist das Epitaph des letzten katholischen und ersten evangelischen Samlandsbischofs Georg v. Polenß. Wir lassen uns im übrigen an dem wunder-vollen Gesamteindruck genügen.

Tun wir nun den Schritt

aus dem Nieder- in den Hochchor, ersteigen wir die wenigen Stufen, durchschreiten wir das erwähnte spätgotische Gitter, so stehen wir in der Fürstengruft. Zwei Abschnitte lassen sich in ihrer geschichtlichen Bedeutung sondern. Als in des deutschen Ordens schwerster Zeit Königsberg an Stelle Marienburgs Sitz der Hochmeister dieser ritterlich-geistlichen Genossenschaft geworden war, wurde der Chor des Samlandsdomes Grufstätte ihrer höchsten Gebietiger. Die Gebeine der letzten sechs Hochmeister fanden in ihm ihre Ruhe. Bilder aus der spätesten Ordenszeit, an den Chorbänden aufgehängt, verkünden ihr Gedächtnis. Schon früher indessen war ein Ordensmeister, der gelegentlich des Dombaues erwähnte Luthar von Braunschweig hier selbst bestattet worden. Sein Hochgrab in einer Nische an der Südwand ist eins der fesselndsten Beispiele mittelalterlicher Grabmalakunst im deutschen Osten: eine Gestalt in Ordensstracht, ausgestreckt ruhend, herb und



Aus „Das schöne Ostpreußen“

Heilsberg:

Verlag Piper & Co., München

Untergeschoß des Kreuzganges in der Burg

naiv, dabei doch würdevoll und gebieterisch, lange verkannt, ja ver-lacht, heute erst in ihrem vollen Reize geschätzt. Der Deutsch-orden in Preußen er-löscht. Sein letzter Hochmeister Albrecht von Brandenburg wandelte das Land zum weltlichen Herzogtume um. Nun erlebte der Hochchor der Samlands-kathedrale seine zweite Epoche als Grabstätte; er wurde im vollsten

Sinne zur Fürstengruft, in der indessen neben den Mitgliedern der Dynastenfamilie einige um das Land besonders verdiente Persönlichkeiten Aufnahme fanden. Mehrere niedere Gräfte ziehen sich unter dem Raume hin. In der Mitte erhebt sich freistehend das Hochgrab des Herzogs Albrecht und seiner ersten Gemahlin Dorothea von Dänemark, eine unbeholfene, noch vollkommen mittelalterlich empfundene Schöpfung: eine Tumba aus Stein, auf ihrer Deckplatte die Gestalten der Toten nebeneinander, an ihren Seiten die ihrer sechs Kinder zeigend, von welcher letzteren nur eines, eine Tochter, allein stehend dargestellt, die Eltern überlebte. Diese Arbeit tritt völlig zurück gegenüber den hohen Kunstwerken, in denen das Andenken Albrechts und Dorotheas, sowie das der zweiten Gemahlin des Herzogs, Anna Maria von Braunschweig, gewahrt werden sollte. Diese drei zusammengehörigen Arbeiten, lange Zeit hindurch vielumstrittene Rätsel, sind durch stil-

stische Erwägungen sowie auf Grund schriftlicher Quellen einwandfrei als Schöpfungen eines der größten niederländischen Bildhauer jener Zeit, des Cornelis Floris, erwiesen worden. Die Epitaphien der beiden Herzoginnen hängen einander gegenüber, dasjenige Dorotheas an der Nordwand, das der Braunschweigerin an der Südwand. Gleichmäßig komponiert, zeigen sie dennoch bei genauerer Betrachtung größte künstlerische Selbständigkeit und individuelle Erfindung. Eigentlich nur dekorative Umrahmungen großer Inschrifttafeln, strömen sie über in einer Fülle figürlicher Darstellungen (reizende Relieffrieze und gute Bildnisbüsten der Verstorbenen) und ornamentaler Gestaltungen. Gebilde von höchstem Reize und ungewöhnlicher Lieblichkeit. Gewaltig hingegen wirkt das grandiose Grabdenkmal des Herzogs Albrecht, welches, aus dunklem Marmor und weißem Alabaster bestehend, fast die gesamte Ostwand des Chores ausfüllt. Eine machtvolle Architektur, vertikal dreigeteilt, seitlich zwischen korinthischen Säulen unter Bogenöffnungen in zwei Stockwerken übereinander, vier wohl alttestamentliche Könige, inmitten unter weiter Nische ein Sarkophag, drei trauernde Genien vor ihm, auf ihm die prächtige Gestalt des Heimgegangenen, vor einem Altar knieend, darüber im Bogenfelde ein Rundrelief: Gottvater den Gekreuzigten in einer Totenkiste im Schoße. Die Seitenflügel des Grabmals werden durch Wappenfelder abgeschlossen, in der Mitte zwischen zwei Kornatiden das jüngste Gericht in Relief, darüber ein krönendes Giebfeld mit der Jahreszahl 1570, als Abschluß ein geflügelter Totenschädel, Stundenglas und Wage. Alles in allem eine der eindrucksvollsten Grabmalschöpfungen nordischer Renaissance. Sie zu überbieten erscheint kaum möglich. Dafür indessen, daß man es dennoch versuchte, enthält der Dom selbst ein Beispiel in dem ungeheuren Wandepitaphium der Markgräfin Elisabeth von Brandenburg, am östlichsten Ende der Nordwand, einer Schöpfung Willems van dem Bloke. Einzelnes an figürlichen und ornamentalen Bestandteilen ist sehr tüchtig.

Das Ganze erscheint von starkem Reize, das Albrechtendenkmal wird indessen nicht im entferntesten erreicht. Erwähnt sei, daß das Elisabethmonument neben anderen Inschriften auch diese trägt: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung zu Gott.“ Jenes Wort, das in Preußens dunkelster Zeit Königin Luise zu ihrem Wahlsprüche erkor. In Erinnerung an die edle, königliche Dulderin klingt die gewaltige Symphonie des Königsberger Domes mit einem gar lieblich-wehmutsvollen Akkorde aus.

In Frauenburg hatte uns beim Durchschreiten der hohen Münsterhallen ein erhabener Schatten umschwebt. Und hier? — Wir sind in Königsberg. Ist nicht ein gewaltiger Name mit dieser Stadt in alle Ewigkeit verknüpft? Wahrlich, der Geist Kants weist nicht ferne von uns, die wir des Domes Gemäuer umwandeln; er ist auch *genius huius loci*. Die Gebeine des großen Denkers ruhen leider in unwürdiger, nächster Umgebung innerhalb der zuvor erwähnten, der Nordwand des Chores angefügten, kleinen Kapelle. Sie enthält einen engen Raum. Inmitten, über dem Grabe, des Weisen Büste von Hagemann, dahinter ein Abbild von Raffaels Schule von Athen, gegenüber die erschütternden Worte: „Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Seit langem geht man mit dem Plane um, den Ueberresten des größten Ostlandssohnes in der Fürstengruft des heimlichen Domes Stätte zu bereiten. Dasselbst wäre fürwahr des erhabenen Denkers Platz; aber auch heute schon umweht allhier uns sein Odem.

Kopernikus und Kant: die gewaltigsten Umgestalter unserer Weltanschauung und die mächtigsten Vertiefer unseres Denkens, beide Sprossen des deutschen Ostens, jeber in seinem Namen ein Programm entrollend in *saecula saeculorum*. Sie sind Söhne unseres Volkes, unsere Brüder, unser Stolz auch in dunkelster Zeit. *Ex oriente lux*. Oftmals schon ist aus dem Osten das Licht gekommen. Hoffen wir, daß es sich uns daselbst von neuem entzündet. So mögen diese Zeilen ausklingen in freudiger Erwartung.

Tore sind wir, gesperrt, und führen zu Solter und Kerker,
aber des Christos Hand tastet am braunen Geholz.

Stumm sind wir, wirken ins All entfegliche Zeichen,
aber der Liebe sinkt sprachlos die Menschheit vors Knie.

Also rühret den Freund die Seele, die schwesterliche,
süß, wenn im Elend ihr Tod saßt vom Geste ihm winkt.

Martin Bormann = Königsberg

Von den Glanzzeiten Königsbergs

Von Erich Klein

Es ist fesselnd zu beobachten, wie in dem so wenig zur Zentralisation neigenden Deutschland die einzelnen größeren Städte im Laufe der Jahrhunderte miteinander abgewechselt haben, um die Führung auf geistigem Gebiet zu übernehmen. Straßburg, Nürnberg, Augsburg, München, Köln, Düsseldorf, Göttingen, Leipzig, Weimar, Berlin und Wien, für sie alle hat es einmal eine Zeit gegeben, da sie an der Spitze der geistigen Entwicklung standen und die Signale für den Fortschritt gaben. Und selbst die an der äußersten Peripherie des Reiches liegenden Städte wie Breslau, Danzig, Königsberg sind von dieser Führerrolle nicht ausgeschlossen gewesen. Als z. B. der Dreißigjährige Krieg die Mitte Deutschlands verwüstete, haben sich da nicht Breslau und Danzig als treue Hüter des gefährdeten deutschen Geisteslebens erwiesen? Und Königsberg — es gibt eine Zeit, da Königsberg über all die vielen Meilen slavischen Landes hinweg, durch die es damals von der Reichsmitte getrennt war, die Augen Deutschlands auf sich zog und den Fluß deutschen Denkens, Dichtens und Gestaltens auf das Bestimmteste beeinflusste.

Es war in der kurzen Spanne Zeit, die zwischen Leipzigs Hegemonie und der Uebernahme der Führerrolle durch das kleine Weimar lag. Die Hegemonie war verwaist. In Leipzig war Gottsched, der ihm seine Hauptbedeutung verliehen hatte, abgetan, und Weimar begann erst langsam und allmählich all die zahlreichen Genies, die später seinen Ruhm ausmachen sollten, an sich heranzuziehen. In dieser Zwischenzeit trat mit einemale Königsberg auf den Plan. Schon seit Jahrzehnten war es in der Vorbereitung auf sein Auftreten begriffen. Gottsched, der in Jüditten bei Königsberg geboren war, hatte seiner Vaterstadt, auch als er in Leipzig wohnte, stets ein freundliches Andenken bewahrt und eine gewisse Verbindung damit aufrechterhalten. So hatte er, um nur eins zu erwähnen, wie in anderen Städten so auch in Königsberg die Gründung einer Deutschen Gesellschaft nach Leipziger Muster angeregt. Und man muß zugeben, daß diese Gründung in Königsberg höchst befruchtend gewirkt hat. Es wurde dadurch eine gewisse Atmosphäre geschaffen, die der Heranbildung junger Talente aufs höchste förderlich sein mußte, eine Atmo-

sphäre, der z. B. auch Herder, der sich in Königsberg seine literarischen Sporen verdiente, viel verdankte. Nur selten erwachsen ja Talente in einer öden, von keinem geistigen Keim befruchteten Atmosphäre. Auch ein Talent, ja, selbst ein Genie, braucht Nährstoffe, die in der Umgebung liegen müssen, braucht eine Art von Unterlage, auf der es sich gipfelnd erheben kann, so wie ja auch kein Berg unmittelbar aus der Ebene aufspringt.

Begeben wir uns nun etwa in die 70er bis 80er Jahre des 18. Jahrhunderts hinein, in jene Zeit, die der Weimarer Periode unmittelbar vorangeht. Hell strahlt da schon das Licht Immanuel Kants. 1724 in Königsberg geboren, war er seit 1770 Professor der Logik und Metaphysik, und 1781 erschien nach einer Reihe von vorbereitenden Werken, die, wenn auch noch nicht in der weiten Welt, so doch bereits in Königsberg in ihrer ganzen Bedeutung erkannt wurden, die „Kritik der reinen Vernunft“, sein erstes Hauptwerk, das ihn mit einem Schlag in die Sonne der allgemeinen Beachtung rückte. Und als hätte die Natur gegenüber diesem rein strahlenden Licht ein dunkles phantastisches Gegenstück schaffen wollen, so lebte damals als Packhofsverwalter neben ihm Hamann, der merkwürdige Badersohn, dessen Hirn der bildungsseitige Vater zu einer „Jahrmarktsbude ganz neuer Waren“ gemacht hatte; der sein Leben recht schlimm begonnen hatte, — bis ihm dann einmal der Herr, es war gerade in London, recht tief ins Gewissen geleuchtet hatte, worüber er in jenen Jahren soeben sehr merkwürdigen und offenherzigen Aufschluß in seinen „Gedanken über meinen Lebenslauf“ gab. Als „Magus des Nordens“ war er bekannt; Bücher schrieb er, die tatsächlich wie ein durcheinandergeworfener Jahrmarkt von Gedanken und Orakelsprüchen anmuteten. Und Goethe sammelte fern in Weimar seine sibyllinischen Bücher, um sie zu gelegener Stunde einst herauszugeben.

Und um diese beiden Einzelnen herum, die abseits von der großen Gesellschaft in stiller Stube ihren Ideen nachgingen, bewegte sich nun ein ganzer glänzender Kreis von Professoren, Literaten, Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten, die miteinander wetteiferten, den Namen Königsbergs in der Welt bekannt zu machen. Eine Reihe von Vereinigungen, wie



Aus „Das schöne Ostpreußen“,
Verlag Piper & Co., München

Königsberg: Wohnhaus Kants,
Prinzessinfstr. 2. 1895 abgebrochen

3. B. die Freie Gesellschaft, bildeten sich neben den schon bestehenden, und Zeitschriften und Zeitungen, wie die Königsberger Gelehrten und Politischen Zeitungen, sorgten dafür, daß auch die weitere Öffentlichkeit an ihren Gedanken und Bestrebungen teilnehmen konnte.

Da waren zunächst die Stierden der Universität, die Professoren Slottwell, Lindner, Kraus und Werner: Slottwell, der Freund und Korrespondent Gottscheds, an den heute noch eine Straße im Norden Königsbergs, die Slottwellstraße, erinnert; Lindner, Professor der Poesie, Dramendichter, Direktor der Deutschen Gesellschaft; Werner, der Vater des berühmten Romantikers Zacharias Werner, Professor der Beredsamkeit, Präsident der Freien Gesellschaft und Theaterzensor bei dem Königsberger Stadttheater, das jener Blütezeit Königsbergs seine Gründung verdankt. Neben ihnen standen jene Männer aus dem tätigen Leben, die trotz ihrer Berufstätigkeit dennoch den Sinn für das Geistige und Schönegeistige nicht verloren hatten. Da finden wir den Kriegsrat Scheffner, der

ein bewegtes Leben hinter sich hatte, und zwar in wunderlicher Verknüpfung von Innerlichkeit und äußerem Erleben. Von Abbt's Schrift „Dem Tode fürs Vaterland“ begeistert, war er als Jüngling aus seiner von den Russen besetzten Heimat geflohen, um sich unter die Fahnen Friedrichs des Großen zu stellen. Doch der Tod hatte ihn all die Kriegsjahre hindurch verschmäht, und nun lebte er in Königsberg als schicksalserprobter Veteran und schöngeistiger Kopf und gedachte sein ferneres Leben dem holden Widerpart des Kriegsgottes, dem Neun-Musendchor, zu widmen. Doch konnte er die Kriegslust nie so recht aus seinem Innern bannen, und war es ihm nicht vergönnt, auf dem Felde der Ehre zu stehen, so mußte ihm das Feld der Politik einen gewissen Ersatz dafür bieten. Damals, in den 80er Jahren, als er damit beschäftigt war, die Erinnerungen seines Lebens aufzuzeichnen, ahnte er wohl noch nicht, welch ein wichtiges Kapitel er seinen Erinnerungen einst würde hinzufügen müssen, um seinen Anteil an der Neuaufrichtung Preußens

und an dem Reformwerk Steins und Hardenbergs darzutun. Was er für Königsberg bedeutete, das schildert Ernst Moritz Arndt, wenn er in den „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von Stein“ von ihm sagt: „Eine der merkwürdigsten Erscheinungen war der Geheime Kriegsrat Scheffner, wie ein Königsberger Orakel geehrt, noch ein übriger aus jener berühmten Schar der Königsberger Geister, der Herder, Hamann, Kant, Hippel, jetzt schon in den Siebzigern, mit schneeweißen Locken, seinen schlanken hohen Leib noch gerade tragend und durch Lebendigkeit und Wiß Königsbergs Lust und Ehre. Ja, geistreich und witzig, sprudelnd und sprühend von geistreichen Spielen und Einfällen war der lebenswürdige Greis. Er gehörte zu den geistreichen Menschen, die darin einem echten Kieselstein gleich sind, daß sie nur durch Drausschlagen Feuer geben. Er hat in Prosa und Versen einiges geschrieben; das ist aber seinen unmittelbaren Erzeugungen, die in der lebendigen Gesellschaft aus ihm hervorsprudelten, nimmer vergleichlich geworden.“

Scheffners Freund war der damalige Königsberger Stadtpräsident (Oberbürgermeister) Theodor Hippel, wohl eine der seltsamsten Persönlichkeiten, die je dieses Amt bekleidet haben. Als Verfasser satirischer Romane war er bekannt, die den Leser in ganz merkwürdiger Weise zwischen Ernst und Scherz hin- und herschüttelten. Wußte man doch kaum, ob man diese Romane, wie z. B. „Die Kreuz- und Querfahrten des Ritters A—3“, als scherzhafte Werke der schöngeistigen Literatur oder als ernste Werke der philosophischen Literatur betrachten sollte. Doch die anschaulichen Schilderungen zeitgenössischer, auch heimatlicher Zustände versöhnten mit den Seltsamkeiten einer mitunter schrullenhaft anmutenden Phantasie.

Aber nicht diese Romane waren es eigentlich, die Hippel zu den interessanten Personen der Königsberger Gesellschaftskreise machten, sondern es war die Persönlichkeit selbst. Aus ganz kleinen Verhältnissen hatte sich der tatkräftige Mann, den Kant als einen Plan- und Zentralkopf bezeichnete, zu seiner hohen Stellung durchgerungen und war dabei von dem Schicksal nicht immer sanft angefaßt worden. Besonders eine Seite seines Wesens war dabei in Mitleidenschaft gezogen worden, nämlich sein Verhältnis zu den Frauen. Dunkel waren selbst für die Königsberger die Ereignisse, die da mitgespielt hatten. Aber soviel wußte man, daß ein ganzer Roman in seinem Leben steckte. Eine hochstehende Geliebte, der er nicht ebenbürtig war, hatte seinem ganzen Vorwärtstreben den Anstoß gegeben. Als er aber endlich so weit war, daß er die Augen zu ihr erheben

konnte, da fand es sich, daß der im Lebenskampf gehärtete Mann, der seine ursprünglich weiche Natur so sehr zu unterdrücken gelernt hatte, auch der Liebe gegenüber hart und unzugänglich geworden war. Sein Streben und seine Mannesarbeit waren ihm an sich wert und lieb geworden, nicht nur als Mittel zum Zweck, und er konnte den lockenden Lohn nun entbehren. Er blieb ein Hagestolz, und — wie man sagte, ein Sonderling. Man begriff es nicht, daß der eingefleischte Junggeselle in seinem Büchlein „Ueber die Ehe“ so warm die Ehe auriert und die Freuden des Ehestandes schilderte; man begriff es noch viel weniger, daß er sich der Frauenrechte, die damals zum erstenmal schüchtern erörtert wurden, so sehr in aller Öffentlichkeit annahm, indem er in



Russ „Das schöne Ostpreußen“,
Verlag Piper & Co., München

Königsberg: Saahspeicherquergasse

seiner Schrift „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber“ schlangweg völlige bürgerliche Gleichberechtigung der beiden Geschlechter verlangte, — ein Verlangen, das in ganz Deutschland größtes Aufsehen erregte. Ja, man war sehr geneigt, dieses Buch auf eine Stufe mit seinen humoristischen Romanen zu stellen und es als einen schlechten Scherz zur Ver-spottung der „Weiber“ auszulegen.

Das waren die Kornphäen Königsbergs. Doch darf eins nicht vergessen werden, das Haus nämlich, das wie ein Mittelpunkt das ganze geistige Leben an sich zog, um wie eine Herzkammer die Pulse über die Stadt und über Deutschland auszusenden, das Haus des Grafen Kaiserling. In jener Zeit war ja die Literatur noch nicht, wie heute zum großen Teil, eine Geschäftssache, sie war noch Angelegenheit des Herzens und eines schön empfindenden Gemüts. Und sie war noch nicht in die Stuben der Buchhändler und der Buchfabrikanten eingeschlossen, um wie eine Ware gelegentlich hervorgeholt zu werden. Nein, sie war ein selbstverständlicher Gast in einer jeden Gesellschaft, wo unterrichtete Menschen sich trafen, sie bildete einen Bestandteil des Lebens selbst. So ist es zu erklären, daß sie mit Vorliebe ihr Zelt in einem durch edle Geselligkeit und feine Lebenskunst

ausgezeichneten Hause aufschlug, um von hier aus wie von einem Thron zu herrschen.

Am Schloßteich stand das Haus des Grafen Kaiserling, in träumerischer Abgeschiedenheit, unter alten großen Bäumen, außerhalb des eigentlichen Weichbildes der Stadt. Helle Terrassen liefen durch einen herrlichen Garten nach dem Wasser hinunter, das plätschernd an den weißen Uferkies schlug. In diesem Garten versammelten sich an schönen Sommernachmittagen die Geistesgrößen Königsbergs. Damen mit kunstvollen hohen Frisuren wandelten an dem Arm gemessen schreitender Herren, die trotzdem in ihren Schnallenschuhen, ihren weißen Strümpfen, bauschigen Kniehosen und bunten Fräcken etwas seltsam Federndes, fast Geflügeltes an sich hatten. Und kam dann der Abend, dann vereinigte man sich in dem Salon des Grafenpaares, um einem jungen Dichter zu lauschen, um bei Tee und Süßigkeiten die jüngsten literarischen Ereignisse durchzusprechen, um über Kants klare Gedanken oder Hamanns dunkle Orakelsprüche zu grübeln.

Und draußen baute sich der klare nordische Nachthimmel über die Stadt, als wollte er andeuten, daß aus Licht und Dunkel Tag und Nacht, aus Klarheit und Geheimnisfülle jene Wahrheit sich ergebe, die, ob im Süden, ob im Norden, unser aller Ziel und Sehnsucht ist.



Die Marienburg

Die Pfingsttagung des Marienburgbundes

Von Carl Lange

Im vergangenen Jahre war die Festwoche des Marienburgbundes, von der wir im Heft 4 des zweiten Jahrgangs (Sonderausgabe Memel) hörten, für den Juli 1922 geplant. Eingehende Beratungen haben dazu geführt, in diesem Jahre die Veranstaltungen auf Pfingsten (Pfingstsonntag bis dritten Feiertag) zu verlegen, so daß sie mit der innerlich verwandten Schutzbundtagung gleichzeitig stattfinden. Auf diese Art ist eine Zusammenlegung der letzten Tage mit der Tagung des Deutschen Schutzbundes erreicht.

Die aus allen Teilen Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs in die Ostmark kommenden Vertreter des Schutzbundes, zu denen die führenden Persönlichkeiten der Grenzlande gehören, haben ihre Hauptversammlung in der Marienburg. Hier findet zu Ehren der Schutzbundtagung am Dienstag, den 6. Juni, die Enthüllung des Abstimmungsdenkmals statt, so daß dann der Schutzbund, der Marienburgbund und die Ostdeutschen zu einer großen deutschen Kundgebung vereint sind.

Daher folgt dieser Sonderausgabe im Juni ein zweites Marienburgheft, das die Wünsche und Ziele des Marienburgbundes erläutert. Das Heft wird dadurch eine wertvolle Ergänzung der im Dezember 1920 erschienenen ersten Marienburgausgabe, die innerhalb weniger Wochen vergriffen war.

Im Mittelpunkt der Veranstaltungen des Marienburgbundes sollte das von unserem Mitarbeiter Ernst Hammer verfaßte Festspiel stehen, das aus verschiedenen Gründen im letzten Augenblick zurückgestellt werden mußte.

Die Herren, die durch Vorträge und Führungen den Geist und das Wesen der Marienburg vermitteln, sind in dem zweiten Sonderheft „Marienburg“ vertreten. Auch das Jahresfestspiel des Museumskreises Halle, „Professor Hahne“, findet nicht wie geplant in Marienburg, sondern beim Danziger Heimatbund in Danzig statt. Der Marienburgbund hat den Danziger Künstler Berthold Hellingrath beauftragt, eine Mappe mit einer Reihe von Radierungen der Marienburg zu schaffen. Die künstlerisch ausgeführte Mappe erscheint im Verlag der Danziger Verlagsgesellschaft.

Der Marienburgbund will in der Marienburg wieder einen geistigen Mittelpunkt des staatlich und politisch jetzt zerrissenen deutschen Ostens schaffen und die Marienburg als das Symbol des deutschen Ostens zu einem unverlierbaren geistigen Besitz aller Deutschen machen. In den Satzungen ist Wirken und Ziel kurz und knapp zusammengefaßt. Wir entnehmen daraus: „Der Marienburgbund*) bezweckt das Verständnis für die Marienburg sowie die Erkenntnis der Eigenart und Geschichte des ehemaligen Deutschordensgebietes zu verbreiten und damit das Deutschtum im deutschen Osten zu stärken. Mitglied kann jeder unbescholtene deutschgesinnte Volksgenosse, jede entsprechende Vereinigung oder Körperschaft werden.“ —

Deutsche im Reich, helfst dem deutschen Gedanken im Osten, kommt zu uns in die landschaftlich schöne Ostmark, die euch von Herzen willkommen heißt, verbreitet den Gedanken und fördert das Fest des Marienburgbundes!

*) Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle des Marienburgbundes Marienburg Westpr., Deutschordensstr. 8.

Crucifixus

(In St. Marien zu Danzig)

Wer dich so sah, daß er selig erschrak
vor deinem ew'gen, jenseitigen Haupt
und plötzlich jauchzend auf den Steinen lag:
nur dem hat sich dein Antlitz ganz entlaubt.

Denn da steht alles, was uns hoffen macht
(was deine Söldner hilflos unterschlagen),
da steht die Seligkeit im Schmerzentragen,
die noch hineinreicht in den Rausch der Nacht.

Da steht das Lächeln früher Abendraht:
In deinen willig hingegeb'nen Gliedern
ist keine Spur von Menschenleid- und last,
und tiefstes Fernsein blüht aus toten Lidern.

Doch dem nur wird dies alles mehr als Schein,
den gleiches Glück schlug, und ich hörte sagen,
es sollte einer gar gestorben sein,
weil du vor ihm die Augen aufgeschlagen.

Wilibald Omannowski

Frau Jutta

Nach einer altpreussischen Sage erzählt

Von Agathe Weigelt

In der preussischen Ebene, in einem einsamen Häuschen hart am Wege wohnte Frau Jutta, die Mutter des Hochmeisters Anno von Sangershausen. Mit weißem Haar erst war sie in das rauhe Land gekommen. In ihrer Heimat, Mitteldeutschland, hatte sie, die früh Witwe geworden, lange ihr Leben dem Wohltun gewidmet. Die Armen hatte sie gespeist, die Kranken gepflegt, auch vor den Ausätzigen war sie nicht zurückgeschreckt. Darum war sie von ihrer Umgebung, die sich vor Ansteckung fürchtete, beschimpft und gemieden worden. Aus Kummer darüber hatte sie den Entschluß gefaßt, fortzuwandern, und eines Tages stand sie, erschöpfte Pilgerin, in zertretenen Schuhen vor ihrem Sohn, dem mächtigen Hochmeister in Preußenland.

Schrecken und Rührung hatte den erfaßt, als er seine Mutter, die er seit seiner zarten Kindheit nicht anders als wehmütig liebevoll gekannt, so vor sich stehen sah. Bewegt hatte er sie in die Arme geschlossen und dann sich geeilt, ihr eine stattliche Wohnung in seiner Nähe anzuweisen. Sie aber hatte so inständig gebeten, ganz karg, fern dem Treiben des Ordenshofes, leben zu dürfen, daß er ihr schließlich das einsame, durch den Tod eines Waghüters freigewordene Häuschen zwischen Thorn und Kulmsee überlassen, in das sie mit hoher Freude eingezogen.

Nicht lange hauste sie dort allein. Denn als sie, nach ihrer unveränderlichen Weise werktätige Lieder übend, in kurzer Frist eine erhebliche Anzahl von Schwerkranken durch ihre hingebende Pflege dem Tode abgerungen, erwärmte der Ruf ihrer Kraft die Gemüter etlicher junger Mädchen derart, daß sie kamen und Frau Jutta baten, immer um sie sein zu dürfen. So erhielt sie denn vier treue Gehilfinnen, die sie unterwies in löblichen Werken und heiliger Gesinnung.

Es waren nicht viele, die Frau Jutta angingen. Von den Bauern der Gegend, schwerlebig und mißtrauisch, sprachen zahlreiche von ihr als einer Sendlingin des Teufels, und um so mehr dies, je mehr Werke ihr wohl gerieten. Und nicht nur Bauern, auch manche Priester vergingen sich in Wort und Verhalten gegen die Fromme. Einem von ihnen, einem Seifen

und Engstirnigen, bekam es wohl schlecht, denn da er eines Tages, nachdem er gehört, daß Frau Juttas Pflege und Gebete ein sieches Kind hatten herumspringen machen wie ein junges Zicklein, gell aufgelacht, blieb ihm die Grimasse stehen und er mußte schiefmäulig herumgehen, bis Frau Juttas Fürsprache beim Himmel ihn wieder verwandelte.

Denn der Himmel war in Gnaden über Frau Jutta. Gerne hätte sie ihren jungen Gehilfinnen, die in Treue ihren Willen vollführten und eifervoll an ihrem Munde hingen, in Feierstunden aus heiligen Büchern vorgelesen, die sie aus ihrer Heimat mit sich geführt. Sie war aber des Lesens nicht kundig. Eines Tages nun um die Dämmerung, als sie, bekümmert darüber, allein an ihrem Herde saß, behutsam mit den Fingern über den Deckel eines Stundenbuchs streichend, stand plötzlich ein lichter Engel vor ihr. Er schlug eine Seite auf und unterwies die Beglückte in dem ersehnten Wissen.

Wenn ihr Sohn, der Hochmeister, sie besuchte, sagte Frau Jutta ihm stets, daß die Zeit, die sie in ihrer neuen Heimat zubachte, eine gute und segnete für sie sei. Er war froh, solches von ihr zu hören, und wenn er das Lächeln, das dabei auf ihren Zügen stand, wehmütig wie zur Zeit, da er Kind war, wiederfand, so schob er diese Beschattetheit auf die vielen und heftigen Anfeindungen, denen sie unablässig ausgesetzt war.

Ja, schwer waren die und schienen kaum zu ertragen, aber Frau Jutta trug sie. Die Bauern und die Priester trieben es so weit, daß sie ob ihrer vorgeblichen Hegenkünste sich der Feuerprobe unterziehen mußte. Sie saß auf dem glühenden Dreifuß, ohne daß ihre Haut eine Röte zeigte.

In einem Jahr um die Weihnachtszeit — Frau Jutta war nun schon hochbetagt, doch klar und rüstig übte sie ihre selbstgewählte Pflicht — verbreitete sich in der Gegend die Kunde von einem greisen Priester Heinrich, der aus dem Morgenlande gekommen und nun, unendlicher Weisheit voll, hier herumzöge, die heilige Lehre zu predigen.

Da Frau Jutta dieses vernahm, erblaute sie, sie senkte den Kopf, faltete die Hände und

flüsterte: „O meine große Schuld!“ Stiller als sonst ging sie einher, sie kasteite sich und verbrachte Nacht für Nacht bei Kranken.

Am Christabend erfuhr sie, daß der Prediger aus dem Morgenlande, der nördlichen Kälte nicht gewohnt, zusammengebrochen und bei einem Priester, etliche Meilen Weges von ihr entfernt, untergebracht sei, wo er, seinem Ende nahe, läge. Jener Priester hatte sie allezeit sehr giftig angegriffen, aber ohne zu erwägen, ob er ihr Widrigkeiten bereiten würde, machte sich Frau Jutta augenblicks zu dem Kranken auf. Sie wies die Mädchen zurück, die sie begleiten wollten, und in die Nacht hinein, die weiß und undurchsichtig war vom wirbelnden Schnee, wählte sie den kürzeren Weg durch Wald und über Moor. Es tanzten aber Lichtlein vor ihr durch das Schneegeriesel, so daß sie nicht falsch gehen konnte, und als Frau Jutta bedacht hatte, daß in dieser Nacht ja die Tiere zu sprechen vermöchten, erlauschte sie überdies in der feuchten Stille ein oftmaliges und deutliches „Hier!“.

Sahl nahte der Morgen, als sie auf dem Pfarrhof anlangte. Der Priester, der ihr verschlafen und mürrisch entgegentrat, wollte sie

anhalten, indes ließ ein Blick von ihr ihn wortlos bei Seite gehen.

Frau Jutta trat in das Zimmer des Kranken. Der richtete sich auf seinem Lager auf. „Jutta“, sprach er, „kommst du?“ „Heinrich“, erwiderte sie, „da bin ich, um dir zu sagen, daß ich schwer gesündigt habe, als ich damals, auf das verworrene Gerücht von deinem Tode hin, so bald mich einem Anderen vermählt —“.

„Laß uns nicht zu klagen beginnen“, sagte der Mann. „Wäre unser Erdenweg nicht auseinandergegangen, so hätten sich unsere Gedanken vielleicht wenig dem Himmel zugewendet. Ist es dir leid, wie du gelebt hast?“

„Nein“, lächelte Frau Jutta.

Der Mann streckte sich aus. „Jutta“, sagte er, „ich habe auf dich gewartet.“ —

Da kniete sie nieder und legte ihren Kopf in seine Hände. Und mit einemmal erstrahlte die graue, enge Stube ganz hell, und Engel waren da und fangen die beiden ins ewige Leben hinüber.

Der Hofmeister Anno aber, als er seine Mutter neben dem Prediger Heinrich aufgebahrt sah, meinte, daß er Frau Jutta zu Lebzeiten niemals so leuchtend hatte lächeln sehen.

Westpreussische Dichter

Paraphrasen und Porträts

Von Herbert Saekel

I.

„Die Enge der Heimat“ — wie oft hören wir nicht solche, die, kraft besonderer Begabung, besonderer Leistung auf diesem oder jenem Gebiete, die Weite, die Welt sich eroberten, mit einer solchen Floskel bedauernder Geringschätzung abtreten, daß in ihnen, in ihrem Werk Heimataart sei! Wie oft sperren nicht solche sich dagegen, ihr Werk heimatlichen Kreisen anzuvertrauen, während, daß es da gar nicht recht zur Geltung kommen, gar nicht recht verstanden werden könne! Als wenn nicht dem Vogel auch, der die fernsten Weiten erflegt, die Schwingen in der Enge des Nestes erst gewachsen wären! Als wenn nicht große Veranlagung, die, um sich voll entfalten zu können, Weite gewiß braucht, gerade in enger gezirktem Kreise, einmal entfaltet, zur Geltung kommen, gerade hier als groß erscheinen und gewertet werden müßte!

Doch Weite ist berauschender Wein, und wer von ihm einmal erst trank, dem ist gar leicht der Blick so geblendet, daß er das Engere nicht mehr zu sehen, nicht mehr recht zu sehen vermag. Dem springt gar leicht rauschkühnes Wort auch über die Lippen: daß des Schaffenden Werk die Kraft des Ganzen brauche, daß nur die ganze Welt, der Kosmos es zu nähren, seinem Schöpfer Heimat zu sein vermöge. „Meine Heimat ist die Welt“ — das ist zu meist die Ergänzung jenes Abrückens von der Enge der Kindheitsheimat. Daß solche Aussprüche aus ehrlücher Ueberzeugung heraus getan werden, wird man in den meisten Fällen nicht bezweifeln dürfen —

und dennoch! Wer wollte, und sei er zehn Welten in sich zu vereinen und ihre Kraft zum Werk zu gestalten stark genug, seiner Heimat, seiner Kindheitsheimat je entfliehen können?

Denn: wer wollte je sich selbst entfliehen können? Er mag die Heimat verleugnen, so viel er will, immer ist er doch in ihr und sie in ihm: in seiner Brust trägt er sie, und wollte er sie da herausreißen, er müßte sich selbst auslöschen. Denn „Heimat“, das ist doch nicht so sehr ein bestimmter Landschaftsumkreis, das sind doch nicht so sehr die Erscheinungen dieses Umkreises wie unsere eigenen Erlebnisse zwischen und mit ihnen, und unsere Erinnerung daran. „Nicht die Erde, auf die wir sinken“ — so Herder in seinen „Präludien zur Geschichte der Menschheit“ — macht Wesen und Wert der Heimat für uns aus, sondern die Erinnerung daran, daß wir hier, auf dieser Erde zum Leben erwachten, zur Bewußtheit unserer selbst; die Tatsache, daß wir uns hier Persönlichkeit und persönliche Stellung im Gefüge des Ganzen erlebten. („Wir sommerten und winterten uns gleichsam in die Welt ein“, sagt mit einem sehr feinen Bilde Herder an der zitierten Stelle.) Heimat, Welt und Ich sind unlösbar in unseren Werdejahren miteinander verwaachsen, und nur wer sich selbst zu entfliehen vermöchte, könnte seiner Heimat entfliehen. Wer irgendwie nur noch er selbst ist, hat Heimat und Heimatart in sich, und jedes Werk auch, das irgendwie nur das Ich, die Persönlichkeit seines Schöpfers widerspiegelt, den Stempel seiner Eigenart trägt, hat Heimatart!

So gäbe es also keine Heimatart im Sinne eines einheitlichen, fest umrissenen Charakters aller Menschen und Werke, die aus einem bestimmten „Heimat“-Umkreis hervorgegangen sind? Da doch die Differenziertheit des Charakters, die der Begriff „Persönlichkeit“ bezeichnet, mit der allgemeingültigen Einheitlichkeit des Begriffs „Heimatart“ in diesem landläufigen Sinne schlechthin unvereinbar ist! Und so wäre „Heimatart“ nichts als die Formel für eine ideelle Einheit, zu der wir eine Vielheit mannigfachster realer Gehalte, veranlaßt durch unser Wissen um ihren gemeinsamen geographischen Ausgangsort, zusammendenken?

Die Antwort lautet: sie ist weder das eine noch das andere; sie ist eine durchaus reale Kraft, die sich freilich als ideeller Hintergrund von Menschentum und Menschenwerk im Einzelnen zumeist nur erspüren läßt, und sie ist, bei aller Differenziertheit ihrer Ausprägung im Leben und Schaffen der Einzelnen, doch ein Einheitliches und in sich Gerundetes. Das Widerspruchsvolle in all dem aber löst sich in

der Erkenntnis, daß, wie alle lebendigen Kräfte unseres Vorstellungsbereiches, auch diese der Heimat eigentümliche dem Gesetz der Polarität unterworfen ist. Die Differenziertheit der einem gemeinsamen Heimatbereich entstammenden Erscheinungen ist keineswegs vom Zufall geschaffenes Chaos, sie läßt sich vielmehr stets ohne große Mühe als auf einer Reihe polarer Gegenjählichkeiten beruhende Ordnung erkennen. Es stellt sich uns also Heimatart in der Realität, im Leben durch eine Fülle polar entgegengesetzter Erscheinungen dar, deren Ausgleichspunkt und gemeinsames Energiezentrum das ist, was wir, „die Heimatart“ nennen. Die damit allerdings in gewisser Weise ins Reich der Idee entrikt und zu einer nur gedachten Einheit wird, die aber doch im landschaftlichen, klimatischen, ethnographischen Charakter und in der Geschichte des jeweiligen Heimatumkreises einen sehr realen Hintergrund hat. Die sich in gleicher Weise in Leben und Werk des Einzelnen nur als Unterstrom bemerkbar macht, aber als ein Unterstrom von stärkstem und bedeutungsvollem Einfluß: gewiß wuchs jeder zwischen den Erscheinungen seiner Heimat nur zu sich selbst heran, aber Werden und Wesen seines Selbst wurden doch in bedeutsamster Weise von dem Charakter dieser Erscheinungen mitbestimmt. Es wächst jeder in eine der seiner Heimat eigentümlichen Polaritätsrichtungen, und so wachsen Heimat und Heimatart in ihn und sein Werk mit hinein. Daß namentlich starke schöpferische Persönlichkeiten sich hiergegen auflehnen, dies nicht wahr haben wollen, ist nur zu verständlich; aber dennoch: es ist keiner er selbst, der nicht in sich und seinem Werk von Heimat und Heimatart etwas trüge!

Von dieser allgemeineren Betrachtung zur westpreussischen Heimatart und ihrer Verkörperung in westpreussischen Dichtern zu kommen, werden wir vorerst kurz festzustellen haben, welche markanteste Polarität der westpreussischen Heimat eigne und wie sie im Geistigen, Künstlerischen sich darstelle; und in Porträtbüxzen einiger zeitgenössischer westpreussischer Dichter wollen wir dann Bestätigung sowohl der eingangs aufgestellten allgemeinen Thesen wie dieser speziellen Feststellungen zu finden suchen:

Westpreussische Heimatart in ihren polaren Auswirkungen festzustellen und das diesen polaren Erscheinungen gemeinsame Energiezen-

trum, den Ausgleich der Polarität zu finden, ist nun freilich nicht so leicht wie die Vornahme der gleichen Demonstration am Beispiel anderer, reicher und mit markanteren Erscheinungen ausgestatteter Landschaften. Ohne Schwierigkeit mag man z. B. aus der Fruchtbarkeit und der großen Kulturtradition der rheinischen Lande und aus dem eigenartig fließenden Licht über ihnen Lebensfreude, Selbstbewußtsein und Neigung zur Mystik als Kennzeichen rheinischer Heimatart erklären, Humor, Pathos und romantische Frömmigkeit als Auswirkungen dieser Heimatart im Künstlerischen aufzeigen, ohne sonderliche Schwierigkeit selbst eine besondere berlinische Heimatart aufspüren: Wirklichkeits-sinn und Herrengefühl, die in der Zweckmäßigekeitsordnung und der Größe dieses Heimat-umkreises: Berlin (denn längst ist diese Stadt ja schon ein besonderer, von der märkischen Heimat losgelöster Heimatumskreis geworden) ihre Wurzel haben, Realismus und Wiß als ihre künstlerischen Auswirkungen erweisen — unserer westpreußischen Heimat jedoch wird man ihr Geheimnis nicht so leicht ablauschen können.

Daß ihre Herblinigkeit, die strenge, fast mathematisch zu nennende Begrenztheit und Anordnung der Dinge in ihr zur Logik, daß ihre Weite und der monotone Wind, der vom Osten her immer über sie hinsingt, zu Träumerei führen, das ist freilich unschwer zu erkennen, und unschwer zu erkennen ist auch, welche künstlerische Polarität diese geistige zur Folge hat: leidenschaftsloser Psychologismus — melancholische Phantastik. Aber zwischen Träumerei und Logik liegt ein Drittes noch, das schwer zu ergründen ist: eine Neigung zu ironischer Paraphrasierung, zu überlegen kühlem Belächeln der Dinge, künstlerisch sich auswirkend in Satiren und in kühn wirklichkeitsentwürfenden Grotesken (Scheerbart!). Vielleicht daß dies aus dem instinktiven rebellischen Aufbäumen des Menschen herkommt, der sich der grenzenlosen Weite und der strengen Ordnung der Dinge in ihr nicht widerstandslos ausliefern und einordnen will, der sich als Herr und Beweger der Dinge, des Lebens erweisen will? Oder spiegelt sich hier das kühle Hinlächeln über die sich so weit dünkende und dennoch so kleine Menschenwelt, das dem Himmel über diesen Landen eignet, oder die herrisch trohige Ueberlegenheit des Sturmes, der nächstens sie durchbraut? Ich weiß es nicht — ich weiß nur, daß auch dies ist, und daß es irgend-

wie jenen beiden anderen Elementen westpreußischer Heimatart durch das geheimnisvolle Gesetz der Polarität verbunden ist; und daß es bei sehr vielen westpreußischen Künstlern und Dichtern auch sich als eine unentbehrliche Zutat ihres Werks erweist. Auch bei einigen von denen, deren Werk und Art: Eigenart — Heimatart, ich jetzt skizzieren will.

Daß die Anordnung dieser Porträtskizzen keine zufällige sei, wird der Leser unschwer erkennen können; er möge aber in dieser Anordnung nicht etwa eine Rangordnung sehen und in dem größeren oder kleineren Umfang der verschiedenen Skizzen nicht etwa ein Zeichen größerer oder geringerer Wertschätzung: den kritischen Sollstock zu schwingen, wollen wir anderen überlassen — wir wollen von Heimatlichem heimatisch vertraut sprechen.

Joachim Delbrück oder: Spiel in Moll

„Ueber den Feldern“ ist der Titel des ersten Romans, den Joachim Delbrück — 1886 in Tüchel geboren — vor nunmehr 10 Jahren herausgab. Vorausgegangen waren ihm die „dramatischen Szenen“, „Der junge Herr“, und in kurzem Abstände folgte ihm „Totenvolk“. Eine Legende von den dänischen Inseln.“ Dies ist das Jugendwerk des Joachim Delbrück, der, in jugendlichem Ungeßüm der bürgerlichen Regelmäßigkeit des Verwaltungsdienstes entführt, nach bunter Wanderfahrt in München gelandet ist, wo er jetzt als Schriftsteller lebt. Das Bühnenwerk darin mögen wir, wiewohl es einen eigenartigen Vorwurf: das freiwillige Ende des letzten Erben eines dekadenten Geschlechts, dem das Irrenhaus droht, eigenartig gestaltet und durch ein Gewand von zart verhaltener Stimmung schön verklart, aus der Betrachtung ausschalten — das Drama ist nicht Delbrücks Domäne, und er hat denn auch nach dieser ersten, bei einer Aufführung in Heidelberg auch als bühnenmöglich anerkannten, dramatischen Arbeit keine zweite geschrieben. Seinen beiden epischen Erstlingen und ihrer Art aber gebührt unsere Aufmerksamkeit auch heute noch.

Schon in den Titeln klingt dem, der feine Ohren hat, ihre Eigenart und ihre — Heimatart deutlich an: „Ueber den Feldern“ — fühlt man in dem leisen Verschwaben dieser Worte nicht den Atem des schwermütigen Windes, der von Rußlands Steppen her ewig über die traumweiten Ebenen des Ostens weht? Und dann: „Totenvolk“ — — da will sich ein Bild von

gonachast krasser Grausigkeit vor uns aufheben; doch der Untertitel „Eine Legende“ mildert die Kräßheit sofort, taucht auch dies in die verhaltenere Stimmung eines wehfüßen Traums... Melancholische Verträumtheit in den Titeln, melancholische Verträumtheit in dem, was sich dahinter birgt. Die Fabeln: die von dem jungen westpreußischen Gutsbesitzer in polnischer Umgebung, den die Leidenschaft in den Bann der polnischen Gräfin reißt, und der, im Zweikampf für die Ehre der freiwillig aus der Welt Gegangenen, zugleich mit ihrem Gatten tot in den roten Mohn sinkt, während „über den Feldern unbeweglich die Sonne“ steht; und jene von Silke Lund, dem jungen Weib von der einsamen Fischerinsel, dem das Meer den toten Geliebten an den Strand spült, und das ihn dann zur Inselkirche hinausträgt, um mit ihm und dem ganzen „Totenvolk“ der Insel in Sturm und Flut unterzugehen — diese Fabeln sind freilich weder sonderlich neu noch sonderlich eigenartig gestaltet. Aber die Vorgänge sind in eine solche Flut von Stimmung getaucht und in einer so dichterisch beschwingten, ja: unversehens oft geradezu ins Lyrische übergehenden Sprache erzählt, daß das Ganze an unser Ohr klingt, in uns nachklingt wie ein wehmütiges Märchen, das im Traumwind „über den Feldern“ an der Weichsel schwingt. Wer irgendwie um diese zarte traumversunkene Wehmut seiner westpreußischen Heimat weiß und sie liebt, der wird auch diese Bücher lieben müssen.

Und der wird auch Delbrücks drei Jahre später erschienene Erzählung „Der Untergang des Postdampfers“ lieben müssen. Weil auch hier, in den einzelnen Episoden (die vom Sterben der Operndiva, des Bankiers, der frommen Erzellenz, des Forschungsreisenden, des Aristokraten beim Untergang eines Postdampfers im Atlantik handeln) so viel feiner Stimmungsgehalt, so viel melancholische Träumerei ist, daß jener, trotz der härter tragischen Note des Vorwurfs und trotz der bisweilen fast virtuosenhaft kühlen Anordnung und Gestaltung des Ganzen, dies Werk als durch Heimatart sich verbunden empfinden muß. In ästhetischem Betracht wird man es vielleicht noch über die beiden Jugenderzählungen stellen dürfen. Die strengere Anlage des Ganzen, die bewußtere Gestaltung, die das Lyrisch Verträumte nur als Begleitmusik noch, als wertvolle und unentbehrliche Begleitmusik freilich, zur Geltung kommen läßt, bedeutet eine erfreuliche Annähe-

rung an jene (in „Ueber den Feldern“ und namentlich in „Totenvolk“ noch nicht erreichte) mittlere Haltung, die Wesen und Wert aller großen Epik ausmacht.

Leider ist Delbrück in seinen letzten Werken von dem Wege zu solchem schönen Ziele in peinlicher Weise abgelenkt: der Roman „Variété“, 1916 erschienen, hat in seiner lockeren Aneinanderreihung interessant „aufgemachter“ Bilder aus dem internationalen Artistenleben etwas von der fatalen Virtuosenengewandtheit erfolgreichster Unterhaltungsschriftsteller, und statt traumweich verklingender Wehmut klingt eine billige Sentimentalität blecherne Begleitmusik dazu. „Spiel in Moll. Ein Chopin-Roman“ aber, Delbrücks jüngste Veröffentlichung, zeigt ihn noch verirrter, noch mehr einer ganz undichterischen Routine verfallen. Nur in den ersten Kapiteln des zweiten Buches, die über das erste Jahr der Liaison Chopins mit George Sand einen Hauch zarter Verträumtheit breiten, ist noch etwas von Delbrücks alter Art, der Rest ist noch peinlicher „gekonnt“, noch peinlicher mit sentimentalem „Beiwerk“ verbrämt als „Variété“ — selbst grobe stilistische Nachlässigkeiten finden sich darin, doppelt peinlich bei einem Dichter, dessen Frühwerk durch gepflegten Stil und Wohlklang der Sprache gerade sich auszeichnete. Dem „Publikum“ freilich wird solche Kost gewiß gut munden, aber wer vom Dichter nicht nur „unterhalten“ sein will, wird sich von ihr zu jenem wirklichen „Spiel in Moll“ zurückwenden, das in Delbrücks frühen Erzählungen ist: leiser Traummusik, dem Wind über den weiten Feldern der Ostmark abgelauscht*).

Hans von Hülßen oder: Der kalte Rausch

„Der kalte Rausch“ — diese Formel für den Gegenpol dessen, was „Spiel in Moll“ meint, ist nicht von mir geprägt. In seinem Platenroman „Den alten Göttern zu“ faßt Hans von Hülßen die künstlerische Eigenart Platens, das Wesen aller apollinischen Kunst leichtlich, in diese Wortprägung — als treffliche Formel für die Eigenart auch von Hülßens Werk nehmen wir sie da auf.

Die Eigenart von Hülßens Werk — bisweilen fühlt man sich durch sie an einen großen Landsmann dieses 1891 in Warlubien geborenen,

*) Delbrücks Frühwerke erschienen im Hans Sachs-Verlag zu München, „Der Untergang des Postdampfers“ bei G. Müller, München, die beiden letzten Romane im Verlage Ullstein, Berlin.

in Danzig dann aufgewachsenen Dichters erinnert: an Arthur Schopenhauer. Daß Hülsen in zehn Jahren persönlicher Bekanntheit mir nie von Schopenhauer gesprochen hat, daß auch in seinen Aufsätzen dieser Name mir bislang nie begegnet ist — deutet das nicht darauf hin, daß auch er selbst hier sich Verwandtes spürt, von dem zu sprechen überflüssig, wo nicht ungehörig wäre? Ob dem so ist oder nicht: was Hülsens Platenroman, in dem wohl nicht für mich nur sein bisheriges Werk gipfelt, wie seinen einst viel beredeten und umstrittenen Erstlingsroman „Das aufsteigende Leben“ (1911), was seine beiden Novellenbände „Die seidene Fessel“ (1912) und „Versprengte Edelleute“ (1919) auch auszeichnet, läßt sich nicht besser kennzeichnen als durch einen Vergleich mit Schopenhauers Gestaltung. Der gleiche Fanatismus für klarste, präziseste Struktur des Gedankens, die gleiche, bisweilen bis zu überlegener Ironie gesteigerte Leidenschaftslosigkeit des Gestalters gegenüber seinem „Stoff“, die gleiche Sorgfalt in der Ausführung notwendiger Details und die gleiche Abscheu vor allem nur gefälligen „Beiwerk“ dort wie hier. Diese Romane und Novellen atmen den gleichen Geist, aus dem heraus „Die Welt als Wille und Vorstellung“ geschrieben wurde: den herben Geist strenger Logik, in der wir eine der vornehmsten Polaritätsmöglichkeiten westpreussischer Heimatart erkannten!

„Realismus“? — Das mag gelten; doch trennt gar manches Hülsens Art nicht nur von der Otto Ludwigs etwa und anderer „realistischer“ Erzähler der Vergangenheit, sondern von der solcher zeitgenössischer Dichter auch, die man jenen anreihen könnte und anreicht. Wesentlichstes Merkmal seiner Sonderstellung: daß er stets nur auf die Darstellung einer ganz individuellen seelischen Entwicklung abzielt. Nie zeichnet er, wie der Realismus der Vergangenheit und der Gegenwart es zumeist doch tun, einen Einzelnen und die Zeit, die Umgebung, in der er lebt, nie spielt er den Einzelnen gegen die Vielheit, die Vielheit gegen den Einzelnen aus, um so „Gesellschaftskritik“ zu üben, und vollends undenkbar ist es, daß er je zum gleichen Zweck eine Vielheit von Individuen in den Mittelpunkt einer Dichtung stellen, einen „sozialen“ Roman oder ein „politisches“ Drama etwa schreiben könnte*). Ohne alles Pathos,

ohne alle ethischen Nebenabsichten, in strengster Sachlichkeit (die zu wahren er im Notfall selbst seinem Helden gegenüber zur Waffe der Ironie greift) berichtet er vielmehr stets nur von der auf- oder absteigenden oder sich verwirrenden Entwicklung im Innenleben eines Einzelnen und von dem äußeren Leben, von der Gesellschaft, den Vorgängen um diesen Einen herum nur das, was unbedingt notwendig scheint, die seelischen Vorgänge in ihm wiederzuspiegeln und sichtbar zu machen. So fein und lebendig Hülsen dann auch solch äußeres Leben: Landschaften, Menschen, Gesellschaftliches, Politisches, Räume, kleine Abenteuer, in sorgfältiger, von satirischen Streiflichtern überblitzter Kleinmalelei darzustellen weiß — nie wird ihm dies Selbstzweck, immer ist es ihm nur Mittel zu dem größeren Zweck, eines Menschen Innenleben bis in sein Tiefstes zu ergründen.

Es hat also Hülsen nichts von der Art Balzacs, vieles von der Flauberts und ihm verwandter deutscher Dichter — zu Thomas Mann bekennt er selbst sich als zu seinem Vorbilde. Mit diesen verbindet ihn auch die Behutsamkeit, mit der er seine psychologischen Beobachtungen ausagt, jedes Wort in seinem Sprach- und Stilgefühl wägend, daß auch keines zu laut, zu täppisch geradeaus sei, und der leise ironische Unterton, der fortgesetzt den Leser wie den — Erzähler mahnt, sich nicht zu ereifern, Distanz zu bewahren, Ehrfurcht zu haben vor dem Intimssten einer Menschenseele. Ein Ironiker aus Zartgefühl! Objektivität aus eingeborener Freude an Logik wie aus eingeborener Achtung vor aller Persönlichkeit**).

Wollte solche unerbittliche und zugleich ehrfurchtsvolle Objektivität dem Dichter in seinem Bericht von dem aufsteigenden äußeren und dem in gleichem Maße absteigenden inneren Leben Alfred Kemmrichs noch nicht immer gelingen (man vergesse nicht, daß dies das Buch eines Zwanzigjährigen ist!), so erreichte er sie ganz ohne Mühe schon in den kleineren Lebensauschnitten der „Seidenen Fessel“ (hervorzuhellen die von feinsten Ironie überhauchte kleine

Schiller wohl in diesem einen Abschnitt aus der Ordengeschichte sichtbar gemacht — sondern Schicksal und seelische Entwicklung lediglich seines Hochmeisters La Valette. Neben dem großen Wurf dieses Dramas wirkt das 1914 in der „Altpreussischen Rundschau“ gedruckte Schauspiel aus der Dismart „Rebellion“ (in Buchform nicht erschienen) zwar klein und matt; es hat aber von Hülsens, auf der Bühne freilich noch etwas unsicherer, eigener Art mehr als dies spätere, das seine Herkunft von zwei Verfassern doch nicht ganz verleugnet, und ist ein nicht unwichtiger Markstein in Hülsens Werdegang.

**) Daß auch hierin von klimafischbedingter Heimatart etwas sei, wird dem, welcher der verschiedenartigen Stellung der verschiedenen Völker und Völkergämme zum Problem der Persönlichkeit, des Individuums nachgespielt hat, nicht zweifelhaft sein können.

*) Auch „Die Maltheiser“, das 1920 erschienene Schauspiel das an großer und edler Gestaltung dem ihm zu Grunde liegenden Entwurf aus dem Nachlaß Schillers kaum etwas nachgibt, stellt nicht etwa die tragische Geschichte des Maltheiserordens dar — die hätte

Geschichte von den letzten fünf Mark des Leutnants „Hieronymus Schuster“) und dann in den „Versprengten Edelleuten“ („Silberstolpe“ vor allem sei genannt). Mit Bewunderung aber sieht man sie auch in dem Platenroman herrschen, in diesen 460 Seiten Lebensgeschichte eines Menschen, in den der Dichter sich so tief hineingelegt hat, daß er sein Leben nur in der Gegenwartsform erzählen konnte, als sei es sein eigenes, nicht das vor fast 100 Jahren schon erloschene eines anderen — und dennoch kein einziges Wort der Leidenschaft, kein einziger parteilich gefärbter Satz, dennoch das Ganze von Anfang bis zu Ende sachlich, zurückhaltend, von logischer Unanfechtbarkeit! Liest man dann etwa noch — in dem Buch „Eos und Hesperos. Zwei Platen-Novellen von Sophie Höchstetter und Hans von Hülßen“ — „Persephone“, diese legendisch gedämpfte Erzählung von Platens wehem Kampf um den Eros, und begreift man auch hier der gleichen Strenge der Gestaltung, so begreift man vollends den tieferen Sinn jenes zunächst wohl etwas spielerisch prezios anklingenden Wortes „Der kalte Rausch“: daß der Künstler, der Dichter menschliches Erleben und Erleiden bis ins Letzte hinein mitleben und mitleiden, daß er alle Erschütterungen, alle Irrungen, allen Rausch der anderen tief in sich aufnehmen, daß er aber, in seinem Werk sich davon befreiend, es in sachlichster, logischster, präzisester Gestaltung zur Klarheit pressen, es „verklären“ müsse! Denn sein Werk, die Kunst, sei Leben über dem „Leben“,

in dem alles — dort erlaubte, ja: wertvolle — Chaotische und Triebmäßige ausgefaltet sein müsse, Klarheit, logischste Unanfechtbarkeit, Harmonie nur herrschen dürfe. Kunst, Dichtung sei Ueberwindung aller dunklen Gewalten durch den Geist, Vergeistigung des Lebens. Das fordert vom Künstler den „kalten Rausch“!

Dies zur Einführung in Hülßens Werk nur! Denn müßig wäre es, dieser gewiß nicht jeden überzeugenden Formel andere entgegenzusetzen, nachzuweisen, daß jede von ihnen nicht minder „richtig“ und unanfechtbar sei als diese. Hülßen ist logischer Denker genug, zu wissen, daß jeden Künstlers Auffassung von Sinn und Aufgabe der Kunst subjektiv „richtig“ ist und daß keiner Allgemeingültigkeit zukommt. Denn es ist ja jede solche Theorie, in gleicher Weise wie das Kunstwerk selbst, nichts anderes als ein Selbstbildnis des Künstlers, ein Abbild seiner Eigenart — die natürlich nie „falsch“ sein kann...

Seiner Eigenart — also wieder seiner Heimatart auch! Seiner Heimatart, lieber Hans von Hülßen! Ob Sie auch einst (im „Osten“, Märzheft 1914) schrieben: „Der geistige Künstler ist in einem hohen Sinne heimatlos, — er ist international, Kosmopolit im geistigen Begriff.“*)

(Weitere Lebensbilder folgen später)

* „Das aufsteigende Leben“ und „Die selbende Fessel“ erschienen im Hans Sachs-Verlag zu München, „Den alten Sittern zu“ und „Versprengte Edelleute“ bei Morawe & Scheffelt, Berlin, die späteren Werke Hülßens, darunter auch eine in Hexametern geschriebene Zypsie rein persönlichen Gehalts: „Kleine Agnete“ bei Hans Heinrich Eisner, Potsdam. Ein im Verlage Bachmair erschienenes eigenartiges Jugendwerk „Die Aufzeichnungen des Mörderers Sigrist“ dürfte im Buchhandel nicht mehr zu haben sein.

Das letzte Fest

Des Sommers sonnenfelige Kinder haben die singenden Geigen dem lieben Herrgott zurückgegeben.

Er geht lächelnd durch den Wald und heftet heimlich den Birken und Buchen gelbe und rote Ordenssterne auf den Mantel. In den grünen Plüschteppich webt er seltene Goldornamente. Hinter den Gattern zündet er violette Herbstzeitlosen an. Die vielfarbigen Lichter der Aftern leuchten festfreudig auf. Es ist so schön, wenn er des Herbsthimmels blaue Bannerseide entfaltet, die sein geschäftiger Gehilfe, der wandernde Wind, mit den wunderlichen Wappen silberner Wolkentauben bestückt.

Der liebe Herrgott ist ein väterlicher Fürst, der seinen Kindern ein letztes Fest schenkt, das Fest der großen Wende.

Und dann legt er sie schlafen — alle seine

müden Kinder — einen Erdenwinter lang. Er schenkt den Käfern die bronzenen Paläste warmer Moosstädte, den Mückenfamilien die tausendstöckigen Borkenhäuschen weitergrauer Baumriesen. Selbst der einsam-verflogenen Winterschwalbe weiß er einen warmen Bauernschornstein oder einen feierglockendurchsummten Dorfkirchenthür.

Der große Meister ließ mir eine kleine Geige. Die Geige ist mein Herz, und jeder Lebenstag ist eine Melodie. Meine Melodien werden klingende Perlen am Saum seines Gewandes.

Der liebe Herrgott lächelt so freundlich in meine herbstwindumharfte Giebelstube hinein. Einmal kommt er und schenkt auch mir ein letztes Fest und meines Waldfriedhofes dunkel-tiefen Traumfrieden.

S r a n z M a h l e

Rundschau

Vorläufiges Programm für die 3. Bundestagung des Deutschen Schutzbundes in Ostpreußen 27. Mai bis 6. Juni 1922

1. Teil: Seereise Swinemünde—Pillau, Königsberg, Ausflüge durch Ostpreußen.

1. Seereise Swinemünde—Pillau (26. und 27. Mai). Die von Berlin kommenden Tagungsteilnehmer treffen in Swinemünde rechtzeitig ein, wenn sie den Eilzug ab 6.30 Uhr nachm. Berlin, Stettiner Bahnhof, benützen.

2. Pillau—Königsberg (27. Mai). Die Zweigstelle Königsberg des Deutschen Schutzbundes, Burgstr. 3/4, erteilt während der Bahnfahrt und am Ostbahnhof Auskunft über Unterbringung der Teilnehmer in Königsberg.

Am Sonntag, den 28. Mai: Besichtigung Königsbergs. Nachmittags Vortrag der Frau Rektorin Oekinghaus über Ziele und Aufgaben des Ostpreußischen Schulvereins. Empfang der Schutzbundgäste durch die Staatsbürgerliche Arbeitsgemeinschaft Königsberg in der Stadthalle. Begrüßung durch Behörden und Körperschaften. Anreden.

Am Montag, den 29. Mai: Im Laufe des Nachmittags Abreise der Teilnehmer an den Ausflügen.

3. Ausflüge in Gruppen (29. bis 31. Mai).

a) Erste Gruppe (Frisches Haff): Frauenburg, Dampferfahrt Kahlberg, Frische Nehrung, Elbing, oberländischer Kanal (mit geneigten Ebenen), Allenstein.

b) Zweite Gruppe (Majuren): Löben, Dampferfahrt über Majurische Seen, (mit geneigten Ebenen), Allenstein.

c) Dritte Gruppe (Samlandküste): Blebau, Kranz, Neukuhren, Rauschen, Warndien, Brüstert, Palmniken, Allenstein.

d) Vierte Gruppe (Kurisches Haff, Memelland): Kranz, Dampferfahrt nach Rositten, Nidden (französisch. Dikum), Schwarzort, Memel. (Bahnfahrt nach Allenstein.)

e) Fünfte Gruppe (Memelniederung): Labiau, Dampferfahrt in das Memeldelta, Ibenhorster Forst, Tilsit. (Bahnfahrt nach Allenstein.)

2. Teil: Schutzbundtagung und deutscher Tag in Allenstein.

Am Mittwoch, den 31. Mai, treffen alle Tagungsteilnehmer in Allenstein ein. Mittwoch nachmittag: Ausflug nach Hohenstein.

Unterkunft in Allenstein regelt Ostdeutscher Heimatdienst; Auskunft am Bahnhof; Hauptauskunftsstelle Bahnhofstr. 44.

Abends 8 Uhr: Begrüßungsabend in Hindenburghöhe. (Begrüßung der Schutzbundgäste durch Behörden und Körperschaften aus Königsberg und Allenstein.)

1. Sitzungstag: Donnerstag, den 1. Juni, 10 Uhr 30 vormittags: Eröffnungssitzung im Theater (Entdeutschung und Abwehr).

3 Uhr 30 nachmittags: Sachsisch im Theater (Das internationale Minderheitenrecht 1. in der Theorie, 2. in der Praxis).

2. Sitzungstag: Freitag, den 2. Juni, 9 Uhr 30 vormittags: Sachsisch im Theater (Der kulturelle Kampf gegen die deutschen Minderheiten und seine Abwehr durch Selbsthilfe).

3 Uhr 30 nachmittags: Sachsisch im Theater (Der wirtschaftlich-politische Kampf gegen die deutschen Minderheiten).

3. Sitzungstag: Sonnabend, den 3. Juni, 10 Uhr vormittags: Sachsisch im Theater (Die Lage im Osten).

Nachmittags 3 Uhr: Mitgliederversammlung des Deutschen Schutzbundes.

Für die an der Mitgliederversammlung nicht teilnehmenden Schutzbundgäste werden für den Sonnabend nachmittag bei günstiger Witterung folgende Ausflüge in Vorschlag gebracht: Stadtwald, Hertauf, Alletal bei Sonamühle, Wiederaufbaustädte Ortelburg, Hohenstein. (Auskunft über Treffpunkte usw. beim Ostdeutschen Heimatdienst.)

Sonnabend, den 3. Juni abends, im Theater: Konzert (Orchestermusik, Chorgesang, Solovorträge; u. a. Bruch's „Sritof“).

Pfingstsonntag (Deutscher Tag): Jacobsberg, 10 Uhr vormittags: 3. Schlußsitzung im Theater (Das deutsche Volk als Einheit), Zusammenfassung und Schlußwort.

2 Uhr nachmittags: Seitzzug (Ostdeutscher Heimatdienst).

3 Uhr nachmittags: Gausängerfest in Jacobsberg (650 Sänger vom Gau Tannenberg des Deutschen Sängerbundes).

3 Uhr nachmittags: Sportliche Aufführungen in Jacobstal.

7 Uhr nachmittags: Festspiel in Jacobsberg.

8 Uhr abends: Tanz in verschiedenen Sälen der Stadt.

Pfingstmontag: Abfahrt nach Marienburg.

3. Teil: Marienburg, Verband westpreußischer Heimatvereine und Marienburgbund.

Ankunft in Marienburg: Montag, den 5. Juni, 11 Uhr 40 vormittags. Begrüßung der Schutzbundgäste durch Vertreter der Behörden, den Vorstand des Marienburgbundes und den Verband westpreußischer Heimatvereine, am Bahnhof.

Unterbringung der Schutzbundgäste veranlaßt der Verband westpreussischer Heimatvereine auf den Dörfern der Umgebung; Abholung durch Bauerngefährte. Abends Heimatfeste in den Gasthäusern der Quartierdörfer mit der einheimischen Bevölkerung.

Dienstag, den 6. Juni, 10 Uhr vormittags: Vortrag über Ziele und Bedeutung des Marienburgbundes. Einweihung des Volksabstimmungsdenkmals. 12 Uhr: Festversammlung der Schutzbundgäste im Remter der Marienburg; Chorgefang mit Orgelbegleitung. Schluß der 3. Bundestagung.

Nachmittags: Großes Volksfest (Volkstänze, hans Sachs-Spiele, Marionettentheater, Belustigungen); Festspiel des Marienburgbundes.

4. Teil: Danzig, Danziger Heimatdienst, Danziger Hochschulring.
(6. Juni.)

Auskunft über Unterbringung erteilt der Danziger Heimatdienst, Danzig, Weißmönchshintergasse 1/2 (Auskunftsstelle am Bahnhof).

Verwälfchung als Vorbereitung zur Annexion

Von W. Scheuermann

Bei den Pariser Beratungen über das Versailles Diktat hatte Frankreich den Besitz des Saargebietes gefordert. Aber England und Amerika waren dafür ebenso wenig zu haben wie für die französische Annexion des ganzen linken Rheinuferes; denn die prähistorische Begründung, daß in diesen Gegenden früher, vor mehr als 2000 Jahren, Kelten gewohnt hätten, ließen sie nicht gelten. Da entfuhr dem nervös gewordenen Clemenceau die Worte: „Sie schalten das Gefühl und die Erinnerung aus. Die Welt wird nicht von bloßen Prinzipien geleitet.“ Und in der neuen Note über die französischen Ansprüche auf das Saarland, die er noch in derselben Nacht mit Loucheur und Tardieu ausarbeitete, stellte er die Sätze auf: „Wenn sich die Saarkohle unter dem Boden der Ruhr befände, würde Frankreich nichts verlangen als diese Kohle. Wir verlangen mehr, weil der Boden der Saar französisch gewesen ist.“ In den Verhandlungen behauptete er ferner, daß im Saargebiete über 150 000 Franzosen wohnen und daß mindestens in einzelnen Teilen des Landes die Bevölkerung den Anschluß an Frankreich fordere. Beides erwies sich als Lüge. Aber für den Augenblick und angesichts der Gewissenlosigkeit, mit der das Versailles Instrument abgefaßt wurde, erhoffte er sich von solchen Lügen die volle Wirkung bewiesener und bekannter Tatsachen. Als alle diese Forderungen nicht ganz zum Ziele der französischen Wünsche führten, änderten die französischen Unterhändler ihre Taktik und gaben den Paragraphen über das Saargebiet die Fassung, welche ihnen für die Zukunft die Möglichkeit für die Annexion dieses deutschen Landes zu gewährleisten schien. Von diesem Augenblick ab beginnt die Verwälfchungsarbeit im Saargebiet

als Vorbereitung zum künftigen Raube, und wir müssen das, was sich nun unter unseren Augen abspielt, in dem größeren Rahmen der allfanzösischen Raubpolitik betrachten. Hier von abgesehen ist dieser Zwischenakt des Pariser Spiels hinter den Kulissen wert, daß ihn die Deutschen besser beachten, als es bisher gesehen ist, und ihn als Beispiel der Niedertracht, auf welcher der ganze Versailles Vertrag aufgebaut ist, in alle Welt verbreiten. Im gleichen Atem wagte Frankreich von dem gewalttätigen Raube zu reden, den es 1871 habe erbulden müssen, und im gleichen Atem forderte es die von ihm an der Saar zweimal ebenso frech wie Elsaß-Lothringen gestohlenen Gebiete zurück, weil „der Boden einmal französisch gewesen ist“. Er war es bekanntlich zweimal, beide Male nur für wenige Jahre, während der Zeit, wo die französische Annexionsrajserei ihre beiden höchsten Gipfel erklimmen hatte, während der Raubkriege Ludwigs XIV. und Napoleons I. Und mit demselben Rechte, mit dem Clemenceau Elsaß-Lothringen und das Saargebiet zurückverlangt hat, kann Frankreich auch Ansprüche erheben auf Genf und Mailand, Trier und Köln, Gent und Antwerpen. Und das tut es auch, wennschon einstweilen nicht offen, so doch durch seine Kulturpropaganda.

Das Wort Leopold von Ranke an Thiers, daß wir Deutschen 1870 den Verteidigungskrieg gegen Ludwig XIV. führen mußten, ist sehr volkstümlich geworden, aber es ist eigentlich auch ein Beweis dafür, wie gutmütig vergesslich wir als Nation sind. Denn Ludwig XIV. war nicht einmal der erste, dem es gelang, große Gebiete des Deutschen Reiches abzureißen und Frankreichs Grenzen nach Osten vorzuschieben, sondern bereits Heinrich II. hatte Meß, Tull und Verbun geraubt. Und vor ihm hatten schon andere versucht, das Elsaß zu gewinnen. Seit das französische Königstum fest auf den Füßen stand, hat es den Länderraub auf Kosten des Grenznachbarn versucht und geübt in dem Bewußtsein, daß nichts mehr als Länderbeute es fest in der Gunst seines Volkes erhielten. Kein Buch ist in der Zeit, wo Frankreich seine klassische Literaturblüte erlebte, in allen Häusern des bourbonischen Königreiches so verbreitet gewesen, wie die kleinen Kupferstichbände mit den Bildern der neuen Eroberungen. Und von derselben Gier nach Gloire und Grenzerweiterung ist das ganze französische Volk erfüllt geblieben, gleichgültig ob seine Regierungsform kaiserlich, oder revolutionär oder bürgerlich-republikanisch war. Bei diesen Anlagen und dieser in Jahrhunderten immer wieder erneuerten Uebung hat die französische Nation ganz bestimmte Fertigkeiten im Annektieren herausbilden müssen. Sie unterscheidet sich von allen anderen Erobererervölkern dadurch, daß sie jeden Volksteil, der durch List und Gewalt unter ihre Botmäßigkeit kommt, zu verwälfchen trachtet, und daß es die Entnationalisierung der von ihm begehrtten Gebiete als Ausfuhrartikel über die Grenzen führt, lange ehe es die militärische

Flagge hält und den Zwang des Verwaltungswesens einführen kann. Die Römer besaßen die Apenninhalbinsel jahrhundertlang als Mittelstück des festgefügtesten aller Weltreiche; aber Unteritalien blieb Großgriechenland und in Tarent und Herculaneum herrschten hellenische Sprache und Kultur ungestört. Den Engländern ist es nicht beigegeben, die keltische Bodenständigkeit Irlands zu zerstören. Nizza gehört seit zwei Menschenaltern zu Frankreich und ist heute schon völlig französisiert, ohne daß die ältere lateinische Kultur der Italiener gegen die französischen Methoden hat aufkommen können. Der von Ludwig XIV. geraubte Teil der Niederlande ist so vollkommen eingewäldt, daß in Cassel und Hazebroek kaum noch Reste der ursprünglichen Sprache und Art von eifrigen Folkloristen entdeckt werden können. Im belgischen Flandern befindet sich das Alamentum im Abwehrkampfe gegen die vordringende Verfranzösisierung. Im oberfränkischen Luxemburg ist das Französische die Sprache der Briefmarken und der Rechtsurkunden, trotzdem der Besitz dieser Sprache dem ganz deutschstämmigen Volke keinen anderen Vorteil bietet, als das berühmte Vorrecht, in Paris Droschkenkutscher zu werden. In der Schweiz ist die französische Kulturpropaganda nach der deutschen Ostschweiz hin in regster Werbetätigkeit begriffen, nachdem ihr in der wälschen Westschweiz mit dem besten Willen auf diesem Gebiete nichts mehr zu tun übrig bleibt; denn französischer als eines der Lausanner oder Genfer Blätter kann sich auch die Pariser Presse selbst in Fragen, wo die Schweiz und Frankreich im Kampfe stehen, nicht gebärden, wie die Auseinandersetzung über die Zonenverlegung neuerdings wieder gezeigt hat, und der gute Genfer flaggt am 14. Juli selbstverständlich sein Haus blau-weiß-rot und überlegt sich am Schweizer Nationalfeiertag, ob er nicht in den Verdacht der Germanophilie gerät, wenn er das weiße Kreuz im roten Felde hält. Am meisten von der Verwäldungsoffenfive sind jetzt bedroht das Elsaß und Deutschlothringen und das Saar- und Rheinland. Und hier sehen wir, wie die seit Jahrhunderten eingespielte französische Propaganda vorgeht.

Zuerst kommt die moralische Eroberung, die damit beginnt, daß man sich mit französischen Franken eine Anzahl wasserlandsbergessene Lumpen kauft und eine französische Partei als hoch- und Vorposten im künftig zu erobernden Gebiete gründet, die man dann mit großen Mitteln zu einem Stützpunkte ausbaut. Die Dorten und Smets sind keine neue, sondern eine altbewährte französische Erfindung. Vor zweihundert Jahren und mehr waren sie in ganz Deutschland (und im damals noch frisch geraubten „seelagenden“ Elsaß besonders) bekannt unter dem Namen „Egonisten“, den man ihnen von dem Straßburger Bischof Egon von Sürtenberg gegeben hatte. Aber die Egon von Sürtenberg, Obrecht und Günther, die in Straßburg zur Scham der gut gesinnten Bürger die französischen Ansprüche vertraten, hatten ihre Vor-

gänger schon viel früher gehabt, so lange Frankreich seine Augen auf das Elsaß geworfen hatte. Der hochgebate Franziskanermönch Thomas Murner hatte schon im Solde Frankreichs gestanden. Freilich hat er keinen Schaden angerichtet, weil der Rat von Straßburg die ganze Auflage seiner franzosenfeindlichen Propagandachrist sofort vom Henker verbrennen ließ. Heute kaufen die Franzosen nicht mehr einzelne Pasquillisten, sondern ganze Zeitungen und Korrespondenzen und machen damit öffentliche Meinung, und wie weit sie ihre Posten vorschieben können, davon wissen wir bei der Lage unserer Valuta bis nach Berlin und Wien ein Lied zu singen.

Zu der Begründung der politischen Gruppe kommt dann die Kulturpropaganda durch eingeführte oder eigens begründete Zeitschriften, durch Schauspiel- und Opernaufführungen, durch Veranstaltung von Sportfesten und Vereinsbesuchen, durch Gelehrtenvorträge. Diesen Zweig der Verwäldungsoffenfive pflegen eine Reihe mit hohen Staatsmitteln unterstützter Gesellschaften, an ihrer Spitze die „Union française“, in der sich die bekanntesten Mitglieder der französischen Akademie zur Werberarbeit zur Verfügung gestellt haben, und die in ihren vervielfältigten Rundschreiben sich ganz offen als „Nationalverband für die moralische und wirtschaftliche Expansion Frankreichs“ vorstellt, die sich darauf beruft, über erhebliche Staatsgelder und außerdem über die „Mitwirkung führender Persönlichkeiten der ganzen Welt, bedeutender Industrieller, Kaufleute, Kreditinstitute“ usw. zu verfügen, und die dennoch unermüdet in ganz Frankreich und selbst in Neutralitäten mit dem Klingelbeutel umherzieht. Ihr Hauptangriffsfeld ist jetzt neben Elsaß-Lothringen das Saargebiet und das Rheinland.

Wer ein Volk haben will, muß die Jugend gewinnen, deshalb ist da, wo noch keine gewalttätigen Mittel zur Verfügung stehen, die Einführung eigens zu diesem Zwecke geschaffener, sehr liebenswürdiger und gefälliger Kinderzeitschriften (wie wir sie in Deutschland noch gar nicht besitzen), ferner von glänzend ausgestatteten und möglichst billig gehaltenen Bilderbüchern (während wir den Verkauf des deutschen Buches im Auslande erschweren) in vollem Schwange. Flandern wurde damit vor dem Kriege überschwemmt, in Luxemburg wurden sie den Familien kostenlos ins Haus geschickt, neuerdings ist die Steigerung des Vertriebes in der Ostschweiz augenfällig. Am kleinsten schweizerischen Bahnhofskiosk begegnet man ihnen. Sie tragen französische Anschauungen, französische Geschichtsarsellung, die Bewunderung für französische Landschaft und französische Leistung, den Geschmack an glatter, oberflächlicher, erlernbarer Grazie in empfängliche Jugendherzen.

In dem Augenblick, wo man die Macht hat, kann man mit anderen Maßregeln auftreten. Ganz unscheinbar erschien der Paragraph im Saargebietsdiktat: „Der französische Staat kann jederzeit als Nebenanlagen der Gruben Volks-

schulen und technische Schulen für das Personal und die Kinder des Personals gründen und unterhalten und den Unterricht darin in französischer Sprache usw. erteilen lassen.“ Und was haben die Franzosen uns dieser Bestimmung jetzt schon gemacht! Schon müssen sich die alten deutschen Schulen des deutschen Landes um ihren Bestand zur Wehr setzen, und durch die Lehrerausweisung ist jede Steigerung dieses Zwangsverwältigungsmittels erreichbar. Freilich geht das nur in einem Gebiete, das „unter der Aufsicht des Völkerbundes“ der schandbarsten Rechtlosigkeit und der unterschämtesten französischen Willkür ausgeliefert ist. In Elsaß-Lothringen, wo die Franzosen während ihrer zweihundertjährigen Fremdherrschaft schon bald nach dem Raube des Landes und später immer wieder, bis in die 1860er Jahre hinein, auf Granit gebissen haben, wenn sie die Volksschule und die Kirchensprache zwangsverwältigen wollten, ist auch jetzt wieder dieser Versuch, der ihnen unter der ersten Nachwirkung des deutschen Zusammenbruches zu gelingen schien, der Wehr auf zu beginnenden Selbstbesinnung des Volkes geworden. Mehr Erfolg haben sie früher schon mit der Verwältigung der höheren Schulen gehabt, die unter Louis-Philippe und Napoleon III. große Fortschritte gemacht hatte, und bei der Universität, der sie bis 1870 nicht so weit haben beikommen können, wie es jetzt geschehen ist, wo sie mit der Vernichtung der Kaiser-Wilhelms-Universität „ein Licht ausgelöscht“ haben, welches der Welt geleuchtet hat“, um mit den Worten eines Schweizer Gelehrten zu sprechen. Die Aussichten der Verwältigung der Volksschule und Predigt in Elsaß-Lothringen sind sehr zweifelhaft, da sich wiederum, wie schon bis 1869, die Geistlichkeit beider Bekenntnisse in großer Einmütigkeit zur Wehr setzt. Aber die Französisierung der Oberschicht kann gelingen, und welche Folgen das für die Gesamtförderung eines Landes haben kann, wissen die Franzosen aus Belgien, wo die Arbeit des französischen Revolutionsanzettlers und belgischen Staatsleiters Rogier („La Belgique sera française ou elle ne sera pas!“) erfolgreich an die Versuche der ehemaligen burgundischen Barone anknüpfte, deren Schlösser heute noch Hochburgen der Verfranzösung und Fremdkörper im sonst reinsten niederdeutschen Gebiete sind.

Sind die in Angriff genommenen Gebiete so weit anfranzösiert, daß ein Teil der Bewohner die französische Sprache beherrscht, so kommen bei der weiteren Angliederung den Franzosen sogar ihre völkischen Schwächen zugute. Der niederländische Flamen, der oberfränkische Luxemburger und Lothringer, der alemannische Elsässer, sie alle entstammen kinderreichen und rührigen Volksstämmen, während der Franzose zu den arbeitsunlustigsten Völkern des Erdens rundes gehört und seine Volkszahl nahezu still steht. Schon vor dem Kriege haben die französisch-lothringischen Grenzstreifen mit ihren absterbenden Dörfern und ihrem guten Boden geradezu als Blutpumpe gewirkt, die den östlich anschließenden germanischen Gebieten einen

kräftigen arbeitsfrohen Mann nach dem andern entzog. An Unternehmungslust der müde und überlastet gewordenen Urbewölkerung meist sehr überlegen, waren sie als Einheirater willkommen und im zweiten Geschlecht wurden sie ganze Franzosen. Es gab Dörfer um Verdun herum, wo mehr als die Hälfte der Bewohner deutsche Namen trug und man auch die Herkunft der Urväter aus deutschen Gebieten noch genau wußte. Manche zogen auch viel weiter, und wenn man im „Matin“ die Familiennachrichten verfolgt, findet man an manchen Tagen nur Namen, die rein nach „Boche“ klingen. Die Mi-carême-Königinnen der Pariser Arrondissements dieses Jahres hießen Mademoiselle Pfeifer und Mademoiselle Van Hove, was auch nicht auf unmittelbare Abstammung von Verdingetörig schließen läßt. So vollzieht sich eine Bevölkerungsbewegung in aller Stille, die früher den Franzosen als notwendiges Mittel zur Einschmelzung der annektierten fremden Völker vorgeschwebt hat, ohne daß sie sie durchführen konnten. Denn schon der französische Revolutionsbürgermeister, den die Jacobiner Straßburg aufgezwungen hatten, der Picarde Monnet, hatte den Plan, um dem ihm unerhört erscheinenden Zustande ein Ende zu machen, daß im Elsaß „deutsch“ gleich Landsmann und „wälsch“ gleich einem Schimpfwort galt, Elsässer zwangsweise nach Südfrankreich zu verpflanzen und dafür im Elsaß die Veteranen der Revolutionsheere anzusiedeln. Napoleon I. aber trug sich gar mit dem Gedanken eines Massenwohnsitztauschs von Elsaß-Lothringern und Korsikanern. Diese Neufranzosen bemühen sich um die Aneignung des französischen Volkstums mit einem Eifer, der keiner Förderung bedarf. Die Offiziersranglisten des französischen Heeres mit besonderer Deutlichkeit der Namen der Generalität sind dafür Beweis. Kehren sie in ihre Heimat zurück, oder ziehen sie Verwandte und Landsleute zu sich, so sind sie die besten Werber für die Verwältigung, und auf diesem Gebiete können wir den Vorsprung der Franzosen nicht einholen und wollen das auch nicht wünschen. Denn um das zu erreichen, müßten wir vorher Herrn Clemenceau den Gefallen tun, zwanzig Millionen Deutscher aussterben zu lassen und müßten unsere Arbeitslust auf die unserer westlichen Nachbarn herabschrauben, um Zugüglern aus den Randgebieten ebenso sichere Aufstiegsaussichten zu verschaffen.

Ist ein Gebiet durch die Vorarbeiten, wie sie hier geschildert wurden, reif zur Annexion gemacht, so hat Frankreich während des Mittelalters bereits ein System ausgebaut gehabt, welches den Anschluß ohne kriegerische Mittel erzwingen kann, wenn der Gegenpieler genügend schwach ist, um keine bewaffnete Auflehnung zu wagen, das ist die wirtschaftliche Erdrösselung der Selbständigkeit. Sie ist in ganz schulmäßig klassischer Art durchgeführt worden zuletzt auf europäischem Boden bei der Annexion Mißhausens durch Frankreich. In den Lebenserinnerungen der frommen Margarete Spörlin kann man nachlesen, wie es gemacht

wurde, wie der alten deutschen und später schweizer Stadt alle Wege planmäßig verbaut wurden, so wie ein mattgelegter Damenspieler auf dem Brett eingengt wird, bis er nicht mehr weiter kann. Ein heller Neuglanz von dieser alt-französischen Fertigkeit leuchtet über den Genfer Zonenfragenverhandlungen. Gegenüber Belgien und Luxemburg, dem Saargebiete und dem Rheinlande werden gegenwärtig die Steine sacht geschoben, und das Säckelal von Mülhausen verdient also in verschiedenen Ländern aufmerksam nachgelesen zu werden.

1822 erließ die französische Akademie von Metz eine Preisaufgabe, wie man am besten fremde Länder französisieren könne. So naiv würden die Franzosen heute, wo doch Freiheit und Selbstbestimmungsrecht der Völker in so hohem Klange gepriesen werden, sicherlich nicht sein. Und außerdem ist die Preisaufgabe inzwischen offenbar in mehrfachen Lösungen beantwortet worden.

Der Kampf um das Saargebiet

Von Max Worgitzki

Uebermächtiger Waffengewalt war es nach vierjährigem blutigem Ringen endlich gelungen, Deutschlands staatliche Grenze zu zertrümmern. Jetzt ruhen die Waffen, aber der Kampf tobt mit unverminderter Heftigkeit weiter, mit anderen Mitteln, aber nicht weniger gefährdend. Heute und für die kommenden Jahrzehnte sehen wir uns vor die schwere Aufgabe gestellt, unsere nationale, das heißt die Grenze unseres Volkstums zu verteidigen, die überall im Osten, Süden, Westen, Norden schwerer Bedrohung ausgesetzt ist.

Wir Reichsdeutsche, im Gegensatz zu unseren Landsleuten in Oesterreich, Böhmen, Ungarn, dem gesamten Auslande, haben bisher niemals das rechte Verständnis für nationale Grenzfragen und -kämpfe ausbringen können. Uns galt das Deutsche Reich als Nationalstaat. Und wo, wie in Posen, Lothringen und Schleswig, Fremdvölker über unsere staatlichen Grenzen hinübergriffen, überließen wir den Abwehrkampf ruhig und unbekümmert der Regierung. In breitere Massen des deutschen Volkes war die Erkenntnis, daß staatliche und nationale Grenze zweierlei Dinge sind, gewiß nicht gedrungen. Ebenso wenig waren wir uns dessen bewußt, daß das eigene Volkstum durchaus nicht ein selbstverständlicher sicherer Besitz ist, sondern ein Gut, das kämpfend verteidigt werden muß. Mit der klaren Erkenntnis fehlte uns auch das Rüstzeug, die wohlbedurchdachte und ausgebildete Technik für den nationalen Kampf. Beides aber brauchen wir heute dringend.

Die Abstimmungen in Schleswig, Eupen-Malmedy, Ost- und Westpreußen und Schlesien stellten uns zum ersten Male vor diese ungewohnte Aufgabe. Daß der Erfolg nicht überall den Wünschen entsprach, lag wohl nicht gänzlich allein an den mit gewissenlosestem Raffinement ausgeklügeltsten Bestimmungen für die verschiedenen Abstimmungsgebiete, die uns von vorn-

herein so weit als möglich benachteiligten, sondern zu einem Teil auch an dem erwähnten Mangel an Erfahrung in nationalen Kämpfen. Die nationale Zuverlässigkeit der deutschen Grenzbezirke hat sich wohl überall glänzend bewährt, aber, so plötzlich der Führung durch den starken Arm des Staates beraubt, ist es ihnen nicht leicht geworden, sich auf Selbsthilfe einzustellen. Und doch ist sie die stärkste Waffe im Nationalitätenkampf, der nicht von Staat gegen Staat, sondern von Volk gegen Volk ausgedacht wird.

Unsere heutige staatliche Grenze dürfte wohl niemand nicht als Provisorium ansehen. Ihre endgültige, gerechte und dem Menschheitsverstande würdige Lösung wird einmal erfolgen. Doch wird sie gebunden sein an die zu ihrem Zeitpunkt vorliegende nationale Grenze. Daher ist es zunächst unsere dringendste Aufgabe, zu verhindern, daß es unseren Feinden gelingt, auch unsere jetzige nationale Grenze zu zertrümmern. Um die Erhaltung unseres Volkstums haben wir zu kämpfen diesseits, wie jenseits der augenblicklichen Staatsgrenzen, an der gesamten Ostfront, von Memel herunter bis nach Kärnten. Aber auch im Westen tobt der Kampf, im Elsaß und im ganzen linksrheinischen, besetzten Gebiet. Am schwersten wohl in dem unglücklichen Saargebiet.

Solange es eine deutsche Geschichte gibt, ist das Saargebiet ein deutsches Land mit rein deutscher Bevölkerung gewesen. Daß es den französischen Revolutionsheeren im Jahre 1793 gelang, sich mit Waffengewalt des Gebietes zu bemächtigen und einige Jahre lang in seinem Besitz zu behaupten, dürfte wohl an dieser Tatsache nichts ändern. Aber die Friedensstifter von Versailles hatten den glücklichen Einfall, den Völkerbund zu erfinden, um alles, wovor selbst ihre Gewissenlosigkeit und rohe Gewaltpolitik zurückschreckte, auf diesem Umwege, im Namen von Recht, Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu erreichen. Frankreich gelüftete es nach den reichen Kohlengruben des Saarbeckens. Sie wurden ihm zugesprochen, als „Ersatz für die zerstörten Gruben Nordfrankreichs“. Etwas peinlich war es allerdings, daß die Erde, in der die Kohlen stecken, auch von Menschen, deutschen Menschen, bewohnt ist. Was mit ihnen tun? Sollten sie als Beigabe mitverschifft werden? So ungeheuerlich es klingt, dieses Verbrechen an menschlicher Freiheit und Würde ist im zwanzigsten Jahrhundert geschehen. Dem hohen Rat in Paris galt der Mensch nicht als bestimmend für die Erde, die er bewohnt, sondern als bestimmt, gekettet durch ihre Bodenschätze. Er wurde mit ihnen verschoben. Freilich hatten die Großen Vier nicht den Mut, diese ihre Auffassung offen vor der Welt zu bekennen. Der Völkerbund wurde bemüht, den Mantel der Heuchelei über diesen Rückfall ins Barbarentum zu breiten, der einer tausendjährigen Sortenentwicklung menschlicher Kultur und menschlichen Geistes ins Gesicht schlägt. Frankreich wurden die Kohlengruben als Eigentum übertragen und mit ihnen 800 000 deutsche

Menschen von ihrem Vaterlande losgerissen, aber sie wurden nicht Frankreich, sondern dem Völkerbund übergeben. Wie sagte doch der große Menschheitsprophet Wilson? „Volksteile dürfen nicht verschoben werden wie Steine auf dem Brettspiel.“

Der Friedensvertrag von Versailles ist nicht deshalb das größte Verbrechen an der Menschheit, weil er Gewalttat auf Gewalttat häufte und Menschen verhandelte wie das Vieh, sondern weil jedes Kapitel trieft von Verlogenheit und widerwärtiger Heuchelei. Eine Lüge war es, die das Schicksal des Saargebietes besiegelte. England und Amerika sträubten sich gegen die Erfüllung der französischen Wünsche. Clemenceau brach ihren Widerstand, indem er auf die 150 000 Franzosen des Saargebietes hinwies, die in Adressen an die französische Regierung um Rückkehr in das französische Vaterland gebeten hätten. Frankreich müsse auf diese seine Volksgenossen Rücksicht nehmen. Diese 150 000 Franzosen hat es nie im Saargebiet gegeben. Heute, nach dreijähriger französischer Wirtschaft, nachdem Tausende französische Arbeiter und Beamte ihren Einzug gehalten haben, besuchen nur 1300 Kinder die neugegründeten französischen Schulen, und von ihnen ist die überwiegende Mehrzahl deutsch, Kinder deutscher Konjunkturpolitiker. Im Jahre 1918 gab es im ganzen Saargebiet zwei französische Familien und ein paar tausend Lothringer, von denen ein Teil sein Franzosentum entdeckt haben mag. Also auch hier derselbe Schwindel wie mit der berühmten Maßuren-deputation.

Verlogen wie seine Begründung, so verlogen ist auch der Aufbau des Saargebietstaates. Die Souveränität über ihn ist für 15 Jahre auf den Völkerbund übergegangen. Er ist verpflichtet, die Verwaltung als Treuhänder auszuüben und die Rechte und Wohlfahrt der Bevölkerung sicherzustellen. Aber von der fünfköpfigen Völkerbundkommission ist der Vorsitzende ein Franzose, die übrigen Mitglieder sind ein Belgier, ein französischer Däne, ein Kanadier und ein Saarländer. Sie sind ernannt worden vom Völkerbund, nicht einmal auf die Wahl ihres eigenen Vertreters hatte die saarländische Bevölkerung einen Einfluß. So konnte es kommen, daß an Stelle des zunächst ernannten gut deutsch gesinnten Herrn von Boch, der sein Amt niederlegte, weil er die Politik der Kommission länger mitzumachen mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte, ein Mann ernannt wurde, der Saarlouiser Arzt Hektor, der sich vorher bereits schmähschlich zum Werkzeug französischer Machenschaften herabwürdigte. Mußte also von vornherein dieser Regierungskommission infolge ihrer Zusammensetzung das größte Mißtrauen entgegengebracht werden, so kam noch verschärfend hinzu, daß die Bevölkerung jedes Mittels beraubt wurde, ihr Geschick mitzubestimmen. Sie besitzt keine Volksvertretung und wird im zwanzigsten Jahrhundert! — vollkommen autokratisch regiert. Daß unter diesen Umständen der französischen Propaganda Tür und Tor ge-

öffnet sind, darf nicht wunder nehmen. Sie arbeitet wie überall geschickt und mit der ganzen zielbewußten Energie gewissenloser Gewaltpolitik, um in der ihr verbrieften Frist von fünfzehn Jahren eine möglichst reißlose französische Durchdringung des unglücklichen deutschen Saargaues zu erreichen. Die Regierungskommission ist, mehr oder weniger bewußt, auf jeden Fall aber heute schon ihr willenloses Werkzeug.

Als nächstes, wichtigstes Ziel hatte die französische Propaganda sich das gesteckt, das Saargebiet von seinem Mutterlande zu trennen, die tausend Fäden, die beide verbinden, zu durchschneiden, um eine gegenseitige Entfremdung herbeizuführen. Der Friedensvertrag hatte in dieser Richtung grundlegend vorgearbeitet. Er bestimmt, daß das Saargebiet in die französische Zollgrenze einbezogen wird. Die deutsche Markwährung bleibt bestehen, daneben aber darf der Einführung des Franken als Zahlungsmittel kein Hindernis in den Weg gelegt werden. Die deutsche Schule soll nicht angetastet werden, wohl aber hat die französische Grubenverwaltung das Recht, für die Kinder ihrer Beamten und Arbeiter Schulen, Elementarschulen, Mittelschulen und Fachschulen einzurichten. Infolge dieser Bestimmungen ist es also der französischen Politik möglich, geradezu mit Hilfe des Friedensvertrages ihre Absichten zu verfolgen. Was die Zollgrenze allein nicht vermochte, die möglichst vollständige Trennung von der deutschen Wirtschaft, läßt sich durch Einführung des Franken erreichen. Sie ist denn auch bereits in weitestem Maße unter Anwendung von Druckmitteln erfolgt. Die Folge ist natürlich die, daß die Saarindustrie ihr natürliches Absatzgebiet, Deutschland, verliert, denn wer in Franken produziert, kann im Lande der Markwährung nichts absetzen. In Frankreich aber sich neue Absatzgebiete zu erobern ist aussichtslos, da Frankreich, mit deutschen Lieferungen überschwemmt, nicht aufnahmefähig ist. Als weitere Folgen müssen sich also zwangsläufig einstellen: schwere wirtschaftliche Schädigungen, Produktionsbeschränkung, Arbeiterentlassungen. Doch was schert das die französische Politik. Hat doch die Einführung des Franken eine für sie sehr erwünschte Nebenwirkung, es werden ganze Volksteile gezwungen, abzuwandern. Nicht allein die arbeitslos gewordenen, sondern auch alle diejenigen, die auf Bezüge aus Deutschland und in deutscher Mark angewiesen sind, vor allem die unter der starken Arbeiterbevölkerung zahlreich vertretenen Rentempfänger. Diese Abwanderung ist der französischen Politik nicht nur deswegen erwünscht, weil sie Platz schafft für die Einwanderung französischer Elemente, sondern auch im Hinblick auf die in fünfzehn Jahren vorzunehmende Volksabstimmung.

Die Einführung der Frankenwährung bedeutet also zweifellos nicht nur eine wirtschaftliche Gefahr für das Saargebiet, sondern auch für das Deutschland. Sie ist eines der gefährlichsten Mittel, die die erstrebte Entfremdung vom

Mutterlande herbeiführen soll. Diese wird ganz systematisch betrieben. Alle sozialen Einrichtungen, das Versicherungswesen, aber auch die wirtschaftlichen Verbände werden nach Möglichkeit und, wo es nicht anders geht, mit Zwang von ihren deutschen Zentralen losgelöst. Der Einreise aus Deutschland werden alle nur erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt, alle Ädern, die deutsches Leben, deutschen Geist vermitteln, unterbunden. Die Art an die Wurzel des deutschen Volkstums legt man durch die Einführung französischer Schule. Zwar wagt man es noch nicht, die deutsche Schule anzutasten, aber der französische Sprachunterricht wird mit allen Mitteln, auch der Korruption, gefördert und französische Schulen weit über den im Friedensvertrag vorgesehenen Rahmen hinaus gegründet. Selbstverständlich ist, daß die Leitung des Schulwesens in französischen Händen liegt, wie natürlich auch die Leitung des Gerichtswesens. Und ebenso selbstverständlich ist es, daß der französischen Propaganda keinerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Von einer Behinderung der Ein- und Ausreise von und nach Frankreich hat man noch nichts gehört, und heute noch, der klaren Bestimmung des Friedensvertrages zum Hohn, steht französisches Militär auf saarländischem Boden.

Aber Propaganda allein führt in einem Nationalitätenkampfe nicht zum Ziele. Sie muß begleitet werden von einer Durchdringung des erstrebten Gebietes mit eigenem Volkstum. Auch das wissen die Franzosen sehr wohl und handeln danach. Der Besitz der Saargruben gibt ihnen ja ohne weiteres die Möglichkeit, französische Arbeiter und Beamte hineinzuschicken. Und sind es im Anfange nur wenige Hundert, so können es im Laufe von fünfzehn Jahren viele, viele Tausende werden. Gelingt es außerdem, beträchtliche deutsche Volksteile zur Abwanderung zu zwingen, so sind der französischen Durchdringung genügend Kanäle geöffnet und eine Verwischung des deutschen Charakters des Landes ist unausbleiblich. Freilich erscheint das Deutschtum insofern geschützt, als diese Zugewanderten nicht das Recht erwerben können, an der dereinstigen Abstimmung teilzunehmen. Abstimmungsberechtigt sind nur diejenigen, die im Saargebiet zur Zeit der Unterzeichnung des Friedensvertrages gewohnt haben. Unter den Abstimmungsberechtigten dürfte es daher Franzosen so gut wie gar nicht geben. Wenn also die französische Politik trotz der Abstimmung zum Ziele kommen will, so kann es ihr nur dadurch gelingen, daß sie es fertig bringt, die saarländische Bevölkerung in großem Umfange dem Mutterlande zu entfremden, oder indem sie die Abstimmung umgeht, das Ergebnis nach oberflächlichem Muster umwertet. Da es immer nützlich ist, zwei Eisen im Feuer zu haben, arbeiten die Franzosen heute schon auch in der zweiten Richtung vor. Anders ist der Begriff „Saareinwohner“ nicht zu erklären, der da neu geschaffen worden ist. Fast möchte man sagen, selbstverständlicherweise, verstoßt auch er gegen den Friedensvertrag. Dieser be-

stimmt klar und ausdrücklich, daß an der Nationalität der Bewohner nichts geändert wird. Und doch hat die Regierungskommission diese neue Art von Nationalität eingeführt. „Saareinwohner“ ist jeder, der augenblicklich im Saargebiet wohnt, und kann jeder werden, der zuzieht, nach nur einjährigem Aufenthalt. Alle einwandernden Franzosen werden also Saareinwohner. Die Absicht, die hier vorliegt, ist reichlich durchsichtig. Wenn die Abstimmung, was ja zu hoffen ist, auch eine sichere deutsche Mehrheit ergibt, so wird die französische Regierung sofort darauf hinweisen, daß von den Teilnehmern an der Abstimmung ein erheblicher Bruchteil gar nicht mehr im Saarland wohne, daß andererseits aber ein starker Bruchteil der „Saareinwohner“ sich an der Abstimmung gar nicht habe beteiligen können. Das Ergebnis entspreche also nicht den bestehenden Verhältnissen. Der Rat der Alliierten wird diesem Bedenken sich nicht verschließen, er wird die Entscheidung wiederum dem Völkerbund überlassen, der dann mit gewohnter Meisterschaft die Auswertung des Abstimmungsergebnisses vornehmen wird.

Es hieße die Augen verschließen, wenn man leugnen wollte, daß das Saargebiet schwer gefährdet ist. Es muß dem Gegner zugestanden werden, daß er mit großem Geschick und kluger Berechnung sein Ziel verfolgt. Und doch muß und wird es gelingen, seine Ränke und Anschläge zu vereiteln. Dem Angriff muß die Verteidigung sich anpassen. Es muß verhindert werden, daß eine stärkere Abwanderung deutscher Volksteile einsetzt. Damit wird dem Einbruch französischer Elemente eine gewisse Grenze gesetzt. Es muß verhindert werden, daß das Saardeutschtum seinem Mutterland entfremdet wird. Gewiß, die wirtschaftlichen Bande reißlos zu erhalten, ist uns unmöglich gemacht. Aber welche Grenzsperrre gibt es, die instande wäre, die geistigen Bande unwirksam zu machen, die tausend Ädern, die deutsches Leben hinüber und herüber fluten lassen, zu verstopfen? Letzten Endes liegt das Schicksal des Saargebietes doch in der Brutt des deutschen Volkes allein umschlossen. Von der Kraft seines nationalen Willens hängt es ab. Wenn alle, alle Saarländer nach 15 Jahren ihre deutsche Pflicht tun, wird selbst dieser Feindbund es nicht wagen, über das Abstimmungsergebnis sich hinwegzusetzen. Und unsere saarländischen Brüder werden ihre Pflicht tun. Wer so freudig und tatkräftig den Kampf aufnimmt, wie sie, wird auch dreizehn noch so schwere Jahre durchhalten. Eins tut freilich noch: Daß das gesamte deutsche Volk begreift, welch ein harter Kampf dort täglich, stündlich ausgefochten wird. Ebenso täglich und stündlich müssen die tapferen Kämpfer dort draußen es wissen und fühlen, daß das gesamte deutsche Volk hinter ihnen steht. Nationalbewußtsein ist noch stets der beste Grenzschutz gewesen. Daß die Saarländer es alle in hohem Maße besitzen, haben sie in diesen dreier Jahren bewiesen. Es immer wieder zu stärken und anzufeuern, daß es in dem un-

gleichen Kampfe nicht erlahme, das ist die Pflicht des deutschen Volkes. Das gilt nicht nur für das Saargebiet allein, sondern für alle Grenzgebiete. Ein deutsches Volk, das im Herzen wie in allen seinen Gliedern durchglüht ist von dem heiligen, unbeugsamen Willen, sich national zu behaupten, wird genug Kraftströme entsenden können, um seine nationale Grenze, diesseits wie jenseits der augenblicklichen staatlichen Grenze, siegreich zu behaupten.

Der Ursprung

Von Ludwig Finckh

Als vor einem halben Jahr das erste Reutlinger Geschlechterbuch mit seinen 120 Bildern von 10 alten Bürgerfamilien erschien, konnte ich, wie vorher beim „Ahnenbüchlein“, die Beobachtung machen, daß es bei Verwandten im Ausland, in Uebersee, den dankbarsten Boden fand. Man weiß ja bei uns gar nicht, wie treu unsere Deutschen draußen an uns hängen; ja man kann sagen, sie beschämen und übertreffen uns Binnendeutsche oft an Treue. Wir sind Deutschländer, sie die Deutschen. Und sie sind dankbar, wenn wir ihnen Gelegenheit geben, alte, abgerissene Säden wieder anzuknüpfen und sich daran zu uns zurückzufinden; zurück, heim, — dahin, wo der Urgroßvater und die Urgroßmutter lebten, ihren Kulturkreis hatten und begraben sind.

In so einem Geschlechterbuch wie dem Reutlinger — es gibt schon 35 — sind ja viele tausend Namen und Schicksale aufgezeichnet, und irgend einer ihrer Träger lebt auch noch in der großen Welt draußen weiter. Aber man hat die persönliche Fühlung verloren. Es gibt Schranken, Hemmungen, man kann seinem Herzen nicht den notwendigen Stoß geben, um wieder die Hand herüber und hinüber zu reichen.

Aber wer diese merkwürdigen Bilder sieht, die alten Gesichter, Häuser, Wappen, der fühlt sich angemutet, nun auch nach seinen eigenen Vorfahren in Deutschland wieder zu forschen und zu graben und sich nach den heute lebenden Verwandten umzusehen. Vielleicht sind sie in Amt und Würden, vielleicht haben sie ihrem Namen Ehre gemacht, vielleicht auch sind sie in Not.

Aber der Blutstropfen, der in ihren Herzkammern gehoben wird, ist der des gemeinsamen Ahnherrn. Er spricht eine besonders verständliche Sprache. Es würde sich nur um ein Anfangen, um ein „den-Rang-zueinander-keiten“ handeln, wie bei Kindern, die noch miteinander „fremden“; denn es ist von vornherein ein Grund und Boden vorhanden, das Erbe, der Ahnengarten, den andere nicht widersprechen haben. Man kennt sich schon, ohne sich je gesehen zu haben. Man ergänzt sich; man weiß Erinnerungen an einen Vorfahren, die der andere nicht weiß. Man geht unter den alten Bäumen spazieren, die noch der Ahnherr gepflanzt hat; man steht unter

einem Strauch, man pflückt Blumen, deren Wurzeln der Urahn in die Erde gesenkt hat. Und man versteht sich. Die Stimme des Blutes ist vertraut.

Es ergeben sich neue Beziehungen. Friedrich Suß aus der Ukraine sucht zu erfahren, ob er mit dem Buchdrucker Suß aus der Gutenbergszeit oder mit Doktor Suß verandt ist. Apotheker Eidenbenz-Pestalozzi in Zürich sucht einen Urahn Eidenbenz in Württemberg, geboren 1761. Das Erie-Tagblatt in Erie, Pennsylvania, erkundigt sich nach einem Herrn Hartmann von Esserenn, Adelsritter zu Köln 1480, aus meiner Ahnentafel, der auch der Ahnherr des Generals von Steuben war, des Magdeburgers, der 1775 nach Amerika kam und der Organisator des amerikanischen Heeres wurde; Amerika verdankt ihm mit seine Freiheit. — Aber auch im Lande selbst wird Leben. Dr. Dombart in München forscht nach Tumphart-Dumpardus in Baden um 1534. Fast jeder Tag bringt neue Anfragen. Dabei heißt es meist: „Sie sehen, daß ich, trotzdem ich Ausländer bin, meine schwäbische Abstammung hochhalte; ich kenne Ihre Schriften und stamme wie Sie von Drenß und Aulber ab, und spreche so gut Schwäbisch wie Zürichdeutsch (oder Russisch oder Spanisch).“

Ich möchte darum einer Arbeitsgemeinschaft von uns Blutsdeutschen das Wort reden, etwa im Schwabenbund, im Verein für württembergische Familienkunde in Stuttgart und in der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig.

Wer draußen sich seiner Abstammung aus dem deutschen Vaterland noch erinnert und sich ihrer nicht schämt — es kommt eine Zeit, wo es wieder eine Ehre ist, ein Deutscher zu sein und Treue gehalten zu haben —, und wenn er nun nicht recht weiß, wie angreifen, um ihrer wieder teilhaftig zu werden, der wird viel Freude erfahren, wenn er auf den Spuren seiner Väter hundert neuen und nachdenklichen Dingen begegnet, von denen er bisher nichts wußte, und die ihn ganz nahe angehen. Näher, als vieles andere, womit er sich im Alltag abzugeben gezwungen ist. Er wird die Freude des Ahnenforschers kennen lernen, der in seiner Versenkung einen Feiertag erlebt.

Es liegt viel Stoff vor und es wird ihm so gehen wie meinen Verwandten in Amerika und Australien: Es wird eine Quelle neuer Belebung und Bereicherung für ihn werden, von seinem Ursprung zu erfahren. Er wird dann selber aufschreiben, was ihm noch bekannt ist, er wird seine Lebenstage überdenken und seine eigene Geschichte aufzeichnen, und vielleicht kommt er eines Tages heraus zu einem Schwabentag, um zu sehen, was noch am Leben ist, was aus Deutschland in Wirklichkeit geworden ist, und ob nicht schon ein Morgenrot am deutschen Himmel aufgeht.

Wir aber im Binnenland wollen uns nicht länger von den Außendeutschen beschämen lassen

— mögen sie eine Staatsangehörigkeit haben, welche sie wollen —, sondern unseres gemeinsamen Ursprungs mit ihnen gedenken, unserer Herkunft aus dem gleichen warmen Nest, und der Tage, da unsere Ahnen neugeborene Kindlein waren und schlummerten und Milch tranken an der Brust einer deutschen Mutter.

Aufruf für ein Königsberger

E. Th. A. Hoffmann-Gedächtnismal

Am 25. Juni dieses Jahres kehrt zum hundertsten Mal der Todestag Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns wieder.

Als Mensch wie als Schriftsteller eine scharfgeprägte Charaktergestalt, als Künstler von dichterisch und musikalisch schöpferischer Doppelbegabung, ragt der geniale Sohn Königsbergs in seinen stärksten Leistungen über den Gegensatz der Richtungen und Stile nicht nur, auch über die Schranken von Zeit und Volkstum empor in die Regionen dauernder, weltliterarischer Geltung. Unsern Großvätern teuer als Romantiker, unsern Vätern als Realist, scheint er den vollen Zauber seiner dämonischen Kunst und das tiefere Geheimnis seines dionysischen Menschentums doch erst uns heutigen wahlverwandt zu enthüllen.

Ein schlicht-würdiges Ehrenmal an seinem erst neuerdings festgelegten Geburtshause in Königsberg (Französische Straße 25) möge bezeugen, daß unser Geschlecht sich dem Dichter der Phantasiestücke in Callots Manier und der Serapionsbrüder, dem Schöpfer des Katers Murr und des Kapellmeisters Kreislir nicht weniger dankbar verpflichtet fühlt als die Zeitgenossen Wagners und Hebbels, Storms und Raabes.

Der Goethebund Königsberg i. Pr. richtet an alle Freunde und Verehrer E. Th. A. Hoffmanns die herzlichste Bitte, die Verwirklichung dieses seines Planes zum Gedächtnistage zu ermöglichen — nicht nur dadurch, daß sie selbst ein Scherflein „nach Kraft und Vermögen“ beitragen, sondern daß sie auch in weiteren Kreisen für diese Sammlung werben und wirken.

Geldspenden werden unter der Aufschrift „Für das Hoffmann-Ehrenmal“ erbeten an die Bank für Handel und Industrie, Königsberg i. Pr., Münzstraße.

Akademieprofessor Stanislaus Cauer, Königsberg. Professor Dr. Louis Corinth, Berlin. Professor Dr. Ludwig Dettmann, Berlin-Dahlem. Dr. Ludwig Goldstein, Königsberg, 1. Vorsitzender des Goethebundes Königsberg, leitender Feuilletonredakteur der Hartungsdien Zeitung. Alfred Hein, Königsberg, 1. Schrift- und Geschäftsführer des Goethebundes Königsberg. Arno Holz, Berlin. Professor Käthe Kollwitz, Berlin. Geheimer Regierungsrat Dr. Georg Reide, Berlin. Hermann Sudermann, Berlin. Universitätsprofessor Dr. R. Unger, Königsberg. Akademieprofessor Heinrich Wolff, Königsberg, 2. Vorsitzender des Goethebundes Königsberg.

Deutscher Heimatbund, Danzig

Von Dr. Carstenn

Professor Fritz Braun hielt am 15. November 1921, abends 8 Uhr, im Saale der Naturforschenden Gesellschaft einen Vortrag über „Natur und Bewohner des Weichsellsands“. Er wandte sich insbesondere dem eigentlich polnischen Teil des Weichsellsandes zu und erläuterte seinen Zustand. Dann widmete er sich der Frage, ob das polnische Weichsellsand zu Ost- oder Westeuropa zu rechnen sei und beleuchtete seine Brückennatur zwischen den beiden großen Kulturgebieten. Lichtbilder ergänzten das gesprochene Wort.

Am Donnerstag, den 1. Dezember 1921, abends 7½ Uhr, las der Literarisch-dramatische Verein (Vors. Professor Karehnke) den Mitgliedern des D.H.D. in der Aula der Oberrealschule zu St. Peter und Paul das historische Drama „Martin Kogge“ (Verlag Kassemann, Danzig). Der Verfasser, der Danziger Arbeiterdichter Gustav Kroß, hatte es selbst übernommen, den Helden seines Werkes zur Darstellung zu bringen. Die Darbietung geschah genau neun Jahre nach der Uraufführung im Danziger Stadttheater.

„Martin Kogge“ versetzt uns in eine der trübsten Zeiten der altpreußischen Vergangenheit. Das Schicksalsjahr 1457 ist angebrochen. Mit schwachen Kräften, denn es fehlt an Geld, versucht der Orden zurückzugewinnen, was die großen Städte und Polen ihm abesagt haben. Gelänge es, Danzig wieder zu nehmen, so heftete sich vielleicht der entscheidende Sieg an die Ordensfahnen. Doch Danzig öffnet dem Polenkönig gerade die Tore zu feierlicher Huldigung. Die Stadt, mit einftigem Ordensgut reich beschenkt, der Bürgermeister, Reinhold Niederhoff, vom König Kasimir hoch belohnt, leisten den Eid der Treue. Abseits nur steht der Kaufmann Martin Kogge. Er sieht in der Ordensherrschaft das Heil Danzigs. Denn reich und immer reicher ward die Stadt, weil die Ordensbrüder ihr Freiheit ließen. Sie konnte ihre Macht entfalten:

„Die Dänen, Schweden, Engländer hat Gebeugt der vielgesmähte Danziger Kaufherr!“

Wolle die Stadt den alten Herrn abschütteln, so solle sie alle in das Ichn, wie Venedig an der Adria, das ist Kogges Wunsch.

Mit den Gewerken und einem Ordensfähnlein hofft Kogge die Huldigung gegen Polen zu vereiteln. Beide lassen ihn im Stich, als es zur Tat kommen soll.

Der Bürgermeister glaubt, nach der Eidesleistung seinen Gegner Kogge zu versöhnen und ihn sich zu verbinden, weiß er doch, daß Kogge seinen Sohn Konrad als Schiffsmann schätzen gelernt hatte, und daß zwischen diesem und Kogges Tochter Anna sich zarte Liebesbande weben. So benutzt Reinhold Niederhoff den Augenblick, als Martin Kogge alles verloren geben muß, um als Freiwerber für seinen Konrad aufzutreten. Doch eilig ist der Empfang. Scharf geraten beide aneinander. Niederhoff

will Kogge entgegenkommen und äußert, daß er einem neuen König — nach Kasimirs Tode — nicht huldigen werde. Wohl machen diese Worte gewaltigen Eindruck auf den Ordensfreund. Aber noch ist der Bürgermeister ihm der Landesverräter, dessen Sohn er die Tochter nicht zu geben vermag. Beleidigt verläßt Niederhoff Kogges Haus.

Dadurch wird sein Anhang verstärkt, der Kaufherr schöpft neue Hoffnung.

Inzwischen sind drei Schiffe Kogges zurückgekehrt. Um Danzig zu retten, klammert er sich an die Worte des Bürgermeisters, und so reißt in ihm der Plan, Kasimir beim Volksfest mit seinen 300 Schiffskindern zu töten und die Stadt einem Ordenshaufen, solchen angekündigt, in die Hand zu spielen.

In hochgemuter Stimmung trifft ihn Konrad, um selbst zu erreichen, was der Vater nicht vermochte. Doch hart ist die Abweisung für den Polenfreund:

„Pestkranke will in meinem Hause ich
Noch pflegen, doch für Euch ist hier kein Raum!“

Schließlich läßt Martin ihn verzweifelt stehen. Konrad weiß als Ratschreiber, daß man Kogge des Umgangs mit dem Orden zeugt und seine Entlarvung betreibt. Anna, der Geliebten, entdeckt er dies voller Beforgnis. Diese, besorgt um des Vaters Leben, verrät dem Ratschreiber, daß der Vater wirklich einen Ordensritter beherberge, und Konrad beschließt, das Werk des Kaufmanns zu zerstören, um ihn zu retten und Anna sich zu gewinnen.

Als abends Martin sich mit dem Ritter, den Kapitän und Niklas Günter, dem Ältermann der Schuster, sich berät, dringt Konrad mit der Ratswache in das Haus des Kaufmanns. Er fordert die Herausgabe des Ritters. Kogge leugnet. Doch als die Gäste durch den Keller entweichen, wird der Ritter erschlagen, und die Wache findet Günter im Versteck. Obgleich Konrad Kogge retten will, kann er nicht hindern, daß der Hauptmann ihn gefangen abführt.

Vor dem Artushof soll das Urteil gefällt werden. Der Bürgermeister vertritt die Anklage. Und da Günter auf der Folter die Wahrheit erpreßt wurde, so lautet das Urteil: Schuldig! In diesem Augenblick sperren bewaffnete Werker den langen Markt ab und fordern Kogges Freigabe. Martin triumphiert. Aber nicht lange. Seine Aufrichtigkeit verträgt die Menge nicht. Und so hat der Bürgermeister leichtes Spiel, die Wankelmütigen sich wieder zuzuwenden. Kogge muß in den Kerker wandern.

Während draußen das Schafott gezimmert wird, nahen sich die Retter. Konrad und Anna dringen in das Verließ, um den Vater zu befreien. Da bricht der Schlüssel von der Kette, und alles ist umsonst. Kogge verflucht den Verräter seiner Handlungen, und als Anna sich dazu bekennt, auch sie. Die Verzweifelte entleibt sich. Das erst bringt den Vater zur Besinnung. Noch will Konrad ihn retten. Doch hat das Leben für Kogge jetzt keinen Wert

mehr. Er vergibt dem Ratschreiber, der auf Befehl des Bürgermeisters Martin zum Schafott geleiten muß.

Die Vertreter der Hauptrollen lösten ihre Aufgabe mit außerordentlicher Hingabe: Neben Kogge standen Anna (Fräulein Len), Konrad (Herr Prenzloff vom Stadttheater) und die alte Brigitte (Fräulein Collins). Den Bürgermeister verkörperte Herr Medem. Das Zusammenspiel gewährte einen großen Genuß. Es beteiligten sich daran noch die Damen Frau Schmidt, Fräulein Schulz und die Herren Engelbrecht, Keuchel, Ewald, Lierau, Vogel und Brobert.

Der D.H.D. ist dem Literarisch-dramatischen Verein zu besonderem Dank dafür verpflichtet, daß das tief deutsch empfundene Werk einem großen Hörerkreis wirkungsvoll dargeboten werden konnte.

Am 11. Dezember 1921, abends 8 Uhr, vereinigte der D.H.D. seine Mitglieder zu einem Lichtbildervortrag in der Aula der Oberrealschule. Hochschulpfarrer Kloppe sprach über „Das Deutsche in der deutschen Baukunst“. Im Kriege haben unsere Feinde Deutschland mit einem Lügengewebe überzogen, das zu zerreißen auch jetzt noch sehr schwer sei, so führte der Vortragende aus. Da wäre auch den Deutschen abgesprochen worden, daß sie eine eigenartige Baukunst hätten. Allerdings lernten sie den Steinbau erst von den Römern kennen. Ihr Betätigungsfeld war der Holzbau. Und da führt die Entwicklung geradlinig vom sächsischen Bauernhaus zum mittelalterlichen Stadthaus.

Der Steinbau kam von den Römern zu uns, neue Baustile oft von andern Völkern, z. B. auch den Franzosen (Gothik). Aber was die Deutschen daraus machten, war etwas ganz anderes, als die Vorbilder zeigten. Die Deutschen suchten stets die einheitliche Raumwirkung. Deutsche romanische Dome zeigen dies deutlich, den Fremden fehlt sie; deutsche gotische Baumeister ruhten nicht eher, bis sie sie gewonnen hatten und in der gotischen Hallenkirche zur höchsten Vollendung führten. Auch ihre Schöpfungen stehen hoch über denen der Franzosen, die den Stil erfanden. Neue Aufgaben stellten die Renaissance und die ihr verwandten Kunstzeiten: den Zusammenklang einer Straße oder eines Platzes forderten sie. Nicht mehr das Einzelgebäude, sondern das Straßenbild sollte als einheitlicher Raum aufgefaßt werden. Auch hier bietet Deutschland hervorragende Lösungen, die der deutschen Eigenart entsprechen.

Erst in neuerer Zeit hat sich von England her etwas Fremdes eingeschlichen, das ist der Stil, der seine Bauten mit Zierat der verschiedensten Kunstströmungen älterer Zeit schmückt, ohne aus den Raumanordnungen diese Berechtigung herguleiten.

Eine große Zahl von Bildern, geschickt in Beispiel und Gegenbeispiel zusammengestellt, erläuterte die Gedanken des Vortragenden.

In den Herbstmonaten Oktober und November setzte Professor Barth die v o g e l k u n d e

Ihren Wanderungen wieder fort. Hauptsächlich war der Strand das Ziel, um die Zugvögel zu beobachten. Im Frühjahr werden die Wanderungen voraussichtlich wieder aufgenommen werden.

Unsere Ortsgruppe Berlin mußte ihre Pläne wegen des Kellnerstreiks vorläufig fallen lassen. Die erste Zusammenkunft konnte infolgedessen erst das Weihnachtsfest im Ebenholzsaal des „Rheingold“ sein. Unter den verlostten Gegenständen fanden sich auch Ansichten von Danzig, die bei den Gewinnern besondere Freude auslösten. Ein Tanz beschloß den gut besuchten Abend.

Seit Weihnachten ist im Schriftführeramt des D.H.D. ein Wechsel eingetreten. Der Unterzeichnete mußte aus Gesundheitsgründen um seine Vertretung und dann die Entbindung von diesen Pflichten bitten. In freundlicher Weise ist Stadtarhitekt Becker vorläufig in die Lücke eingespungen.

Absichten und Ziele des studentischen Besuchs in Danzig bei der Schutzbundtagung Von H. Frobenius

Im Anschluß an die Schutzbundtagung in Ostpreußen trägt man sich in studentischen Kreisen mit der Absicht, die studentischen Teilnehmer an dieser Veranstaltung zu einem Besuch in Danzig aufzufordern. Die Gelegenheit, sich näher mit den von Jahr zu Jahr dringlicheren deutschen Ostfragen, nicht nur aus der Ferne, gestützt auf das, was sich aus Zeitungen und Nachrichten ermitteln läßt, zu beschäftigen, sondern durch Augenschein, in den bedrohten Gebieten selbst, sich ein Bild der zu erfüllenden Aufgaben zu verschaffen, bietet sich so selten, daß jede Gelegenheit, sie zu fördern, rüchrigst ergriffen werden muß. So wird auch dieser Anlaß erfaßt, um den bei der Tagung aus allen Gauen zusammengetrommten Studenten Gelegenheit zur Einsichtnahme in die augenblicklichen Zustände zu ermöglichen. Zur Durchführung des in Aussicht Genommenen müssen jedoch die spezifisch studentischen Möglichkeiten einer Grenzlandarbeit Berücksichtigung erfahren. Die Studentenschaft, als Zusammenschluß einer großen Zahl geistig Schaffender, als Trägerin einer ideellen Gemeinschaft, kann nicht in die praktische sich auswirkenden, wirtschaftlichen Probleme des Ostens tätig eingreifen; vielmehr gebührt ihr die Aufgabe, das Ideelle dieser Probleme, die Tendenz der ihnen entstammenden Pflichten in ihrem Organismus zur Höhe einer idealen Pflicht zu erheben, um so ihren Mitgliedern für spätere Berufsarbeit die großen Ziele der Betätigung einzugeben. Ein Besuch der Grenzgebiete, derart ausgebaut, daß jeder Besucher sich nach Muße und Interesse mit den Fragen beschäftigen kann, die ihm die Bedeutenderen erscheinen, schafft den Boden, der fruchtbringend eine Forderung der Ziele der studentischen Grenzlandarbeit verspricht. Zu den

Zielen der ostmärkischen Studentenschaften gehören aber in erster Reihe das In-Fühlungbleiben mit dem Mutterlande und die Anteilnahme der reichsdeutschen Kommilitonen an unseren Kämpfen und Nöten. Wir rufen die deutschen Studenten aus dem Reiche zu uns nach Danzig, denn wir wollen ihnen mit der ganzen Dringlichkeit, die die Stunde fordert, weisen, hier ist Land in Not! Tragt dieses Ruf hinaus in die unbedrohten Lande!

Wir wollen ihnen die Schönheiten unseres Ostens zeigen. Nach Ostpreußens stillen Seen und weiten Flächen, nach der herrlichen großen Einsamkeit der ostpreußischen Ebene, nach dem stolzen Trugwerk Marienburgs wollen wir ihnen das ruhige Danzig zeigen, mit seinem belebten Hafen und seiner schaffenden Industrie. Sie sollen aber auch mit eigenen Augen die stille Zufriedenheit unserer alten Winkelstraßen erblicken und werden mit Ergriffenheit die Mächtigkeit des Turms von St. Marien erschauen.

So verfolgt der Besuch das Ziel, dem Heimreisenden das Andenken an unsere Stadt zu bewahren und den Schmerz mit empfinden zu können, den deren Verlust dem Deutschen bereiten muß. Unterstützt von Referaten wird der Teilnehmer sich auch ein Bild der Auswirkungen verschaffen können, die durch die innere Umgestaltung bedingt waren. Es steht so zu hoffen, daß dieser Besuch eine rege Anteilnahme an dem Streben der Studentenschaften im Kulturkampfsgebiet wecken wird.

Zwei Originalabschriften des Masurenliedes

Von Hild. Guhl

Vor einiger Zeit wurde ein für Ostpreußen interessanter Fund gemacht. In dem Nachlaß der vor wenigen Monaten in Königsberg im Alter von 79 Jahren verstorbenen Masurin Elwine Guhl geb. Brandtner haben sich eine Musik- und eine Textoriginalabschrift des heute in Ostpreußen überall bekannten und viel gesungenen Masurenliedes gefunden, die der Dichter und Komponist Professor Friedrich Karl Dewischkeit um das Jahr 1858 geschrieben hat.

Professor Dewischkeit wurde am 5. März 1805 in Königsberg geboren, besuchte das Friedrichskollegium und studierte darauf in Königsberg erst Jura, dann Philologie. Er gehörte damals aktiv dem Korps Masovia an. Er hat dann später an ostpreußischen Gymnasien unterrichtet. Lange Zeit ist er als Gymnasialprofessor in Gumbinnen tätig gewesen, wo er im 79. Lebensjahre am 27. August 1884 gestorben ist. Aus der Gumbinner Zeit stammen die erhaltenen Originalabschriften. Die damals 16jährige Elwine Brandtner, die mit der Tochter Dewischkeits eng befreundet war, musizierte oft und gern mit ihm, der ihr, als sie Gumbinnen verließ, die beiden Originalabschriften sowie zwei seiner Photographien übergab, die gleichfalls erhalten sind.

Die erhaltene Musikoriginalabschrift ist für einen Männerchor bestimmt und zeigt, ebenso wie der Text, kleine aber unwesentliche Unstimmigkeiten gegenüber dem heutigen Druck. Die Textoriginalabschrift ist besonders wertvoll, weil sie die Unterschrift des Dichters trägt. Sein mehrfaches Streichen und Uberschreiben beweist, daß er sich selbst über die Fassung verschiedener Stellen des Liedes damals noch nicht schlüssig war. Es ist anzunehmen, daß er später selbst noch Änderungen, besonders im Schluß der letzten Strophe vorgenommen hat, wie sie sich im Vergleich mit dem heutigen Druck ergeben.

Łöken hat bereits vor Jahren dem Dichter des Masurenliedes zwischen Łöwentin- und Mauersee ein Denkmal gesetzt. Die Vaterländische Gedenkhalle in Łöken, die bereits einiges Handschriftliche von Professor Dewisch aufbewahrt, hat nun auch beide Originalabschriften erworben; sie werden in dieser vaterländischen Sammlung eine würdige Stätte erhalten und ihr Anblick wird zukünftig die zahlreichen Wanderer durch die Gawe Masurens erfreuen.

Eine seltsame Reise von Königsberg nach Danzig

Von Bertha Witt

Wer den Wasserweg von Königsberg nach Danzig kennt, der wird schwerlich auf den Gedanken kommen, daß man ihn anders als auf einem sicheren, stattlichen Schifflein zurücklegen möchte, wie deren heute so manche die Verbindung zwischen den beiden Städten herstellen. Immer aber hat es wunderliche Menschen gegeben, denen es behagte, absonderliche Wege zu gehen, und so war auch — man schrieb das Jahr 1558 — ein Bürger zu Königsberg, mit

Namen Gregor Rummelaw, der sich vermaß, in einer kupfernen Braupfanne von Königsberg nach Danzig zu fahren. Niemand glaubte, daß so etwas möglich und auszuführen sein könne; denn der Weg ging erstlich den tiefen Pregel hinab, dann durch das ungestüme Frische Haff, das in seiner Länge von 14 Meilen durch zahllose Sandriffe und durch die dort herrschenden Stürme schon für die regelrechte Schifffahrt als bedenklich und sehr gefährlich galt; dann mußte die Reise die Weichsel hinaufgehen und wieder hinab nach Danzig. Gregor Rummelaw aber bestand darauf, diese Fahrt in seinem seltsamen Schifflein auszuführen, und man wettete mit ihm um viel Gut und Geld gegen das Gelingen seines abenteuerlichen Vorhabens. Er aber setzte sich eines schönen Tages im August in seine kupferne Braupfanne, segelte davon und kam auch, zwar langsam, doch zur größten Verwunderung aller Leute, frisch und gesund in Danzig an. Hier, wo man von dem unternehmenden Reisenden schon im voraus unterrichtet war, erregte der Fall natürlich die größte Aufmerksamkeit, und der damaligen Sitte einer allgemeinen festlichen Beteiligung gemäß zog alles an das Weichselufer, um den Königsberger und sein seltsames Schifflein zu empfangen. Mit Pfeifen, Trommeln und Trompeten wurde er „angeblasen“ und jubelnd begrüßt. Jedenfalls hatte Rummelaw die Wette glänzend gewonnen, ob durch einen glücklichen Zufall und günstige Strömungen oder durch besondere schlaue Anstrengungen und Machenschaften in der Führung seines Schiffes, das ist sein Geheimnis geblieben. Auf jeden Fall aber war diese kühne Segelsfahrt von Königsberg nach Danzig ein Unikum und ist deswegen bemerkenswert, weil sie auch wohl die einzige in ihrer Art geblieben sein dürfte.

Buchbesprechungen

Wer für hohe Ideen lebt, muß vergessen, an sich selbst zu denken. Anselm Feuerbach

Carl Stange: **Die Ethik Kants** (Zur Einführung in die „Kritik der praktischen Vernunft“). Dieterich, Leipzig 1920.

Der Göttinger Theologe, der auch den Gedankengang der „Kritik der reinen Vernunft“ in einem Leitfaden weiteren Kreisen dargelegt hat, bietet in diesem Werk eine Erweiterung der Gedankengänge seiner größeren „Einleitung in die Ethik“. Eine „Einführung“ im Gegenwärtigen des Wortes ist freilich die kleine Schrift über Kants Ethik nicht; Stange sieht es keineswegs als seine Aufgabe an, einem wenig vorgebildeten Leser das unentbehrliche Rüstzeug grundlegenden philosophischer Begriffe zu übermitteln und ihm den Weg zu Kant als leicht erscheinen zu lassen. Aber wer mit einem gewissen Grundstock von Kenntnissen an diese Einführung herantritt, wird von der übersichtlichen Gliederung, der klaren Darstellung und der kritischen Auseinandersetzung guten Nutzen haben können. Max Carstenn

Rudolf Greinz: **Königin Heimat**. Roman. L. Staackmann, Leipzig 1921.

Ein herrliches Buch, dies Hohelied auf die segnenden Kräfte der Heimat, der Scholle, der Familie. In sich abgeschlossen, ein künstlerisches und ethisches Ganzes, überragt es mit seinem heiligen Ernst gewaltig die Gegenwartsliteratur. Die kranke Zeit, d. h. die von den wechselnden Sorgen der Gegenwart hin und her gezerrte Menschheit findet in diesem Buch wirklich einmal Erholung, Erbauung und — was noch mehr wert ist — unaufdringlichen, eindeutigen Rat, wie eine Besserung angestrebt werden kann. Nicht das Abrücken von dem „Heimatl“, nicht das Aufgeben der Familiengemeinschaft, nicht das Hinausdrängen aus dem Volksganzen bringt Segen. Wer seinen Grund und Boden verläßt, gibt seine Eigenart auf und wird ein Heimatloser. Heillosigkeit führt Gleichgültigkeit und Heimatverrat nach sich. Das Fremde zieht und lockt, gibt sogar oft materielle Vorteile; das Leben draußen ist mannig-

faltiger, bunter, nicht so langweilig wie zu Hause. Und doch kommt ein Tag, der findet den Ausgewanderten seelenlos, sich selbst eine Last, bettelarm, niedergebroschen, verkommen; die einzige Sehnsucht umklammert ihn, wenigstens in der Heimat sterben zu können. Alles Fremde ist Gift. Es nistet sich in die stillen Heimattäler ein und macht sich da breit, zerlegt langsam den Stolz der Eingewessenen und erniedrigt sie zu Sklaven des Eigennutzes, der Geldgier, der Habgier. Wo treibt so ein „neues“ Geschlecht hin? — Es ist die edle Aufgabe — vor allen andern — des Priesters, aufklärend zu wirken, zur Bodenständigkeit zu erziehen. Die aufstehenden Worte des alten Kramer Deit bleiben für alle Verhältnisse — gleich ob Gebirg oder Ebene — richtig und wertvoll: „Das Unkraut von die Herzen außerreißn . . . den Eigennutz und die Habgier. Zum Stolz hättet's ihr die Bauern erziehen sollen. Der hätt' müßsen so groß werden und so gewaltig, daß er dös andere Unkraut überwuchert hätt'. Zu stolz sollten die Leut' sein . . . zur Habgier, und zu stolz zum Eigennutz. Dös Drohen mit'n Tuissl und mit der Höll' alloan tuat's nit. Der Stolz aufs wahre Menschentum macht gerecht und gut.“ Käme dieses herrliche Buch nur in viele Hände und griffe es an viele, viele verirrte und irrende Seelen!

Johannes Dziubiella

Hermannsland! — Grenzland! — Im nächsten Jahre wird der allen Deutschen wohlbekannte Vater des „*Asmus Semp*er“ und des unvergänglichen „*Schachmann als Erzieher*“, h**amburger Poet Otto Ernst**, sechzig Jahre alt — aber man merkt's ihm und seinen Geisteskindern nicht an, und zum Zeichen dessen hat er eben einen neuen und recht umfangreichen sowie überaus gehaltvollen „*Roman aus der Kindheit des Jahrhunderts*“ unter dem obigen Titel (bei L. Staackmann, Leipzig) hinausgehen lassen, sowie diesem 400 Seiten starken Opus noch eine neue „*politische Komödie*“: Die hohe Menagerie! — nachgeschickt. Letztere wird uns ja bald von allen großen Bühnen herunter zum Lachen bringen und den leidigen Alltag vergessen lassen, über den neuen Roman Otto Ernsts aber hier wenigstens ein paar Worte.

Es ist ein Buch aus Hamburg, das die letztvergangenen zwanzig Jahre mit all ihrem Glanz, Glück und graußigen Ausgang in sich begreift, das — wie die Semp**erbücher** Otto Ernsts — das Werden und Erleben junger Menschen von ihren Kindheitstagen durch die Schulzeit hindurch ins Leben hinein, in den Krieg und seine Folgen mit behaglicher Breite und sonntem Humor zu schildern weiß. Wir leben alle Stunden mit, die Spieltage, die ersten Schulanöte, das Lernen und das erste Liebeln der werdenden Jugend, das Reifen zum Manne durch Herzens- und Lebenskonflikte, wir werden wieder auf die Kriegsschauplätze in Ost und West geführt und schauen noch einmal zurück vor dem Niederbruch des Vaterlandes. Aber am Schlusse steht, so hoch und hell und ragend wie

die Bandelsche Riesenfigur des Hermann ob dem Teutoburger Walde, der glückselige kommende deutsche Morgen.

Neben den sechzigjährigen Otto Ernst stelle ich heute als ebenbürtig einen um fast die Hälfte Lebensjahre jüngerem, aber gleichermaßen ausichtsreichen Dichter aus dem Staackmannkreise, nämlich den Deutschösterreicher Dr. Robert **Hohlbaum** mit seinem Zeitroman aus Oesterreich-Schlesien „*Grenzland*“, welcher das Leid der Subeten Deutschen unter tschechischer Besetzung in so prägnanten und vollendeten Szenen zeigt, wie man sie nur mit Molos jüngstem großen Wurf „*Das Volk wacht auf!*“ vergleichen kann. Hohlbaum ist, wie Molos, mit ganzer Seele ein Deutscher, hat in Deutschland studiert und gleich mit seinem ersten Buche, in dessen Mittelpunkt gar köstlich der alte Gottschew und sein Kreis florierte, stark von sich reden gemacht. Dann gab er zwei Romane um 1866 herum („*Das Vorspiel*“ und „*Oesterreicher*“), welche leider während der Kriegsjahre nicht die rechte Beachtung gefunden haben, legte in „*Unsterbliche*“ eine Zahl kleiner Charakternovellen von Fischart bis Eiliencron hin, wie es ihm so bald und so leicht keiner nachmachen wird, und bot in den „*Amouren des Magister Doederlein*“ einen Sittenroman aus den Befreiungskriegen von großartigem Wurf. Hier offenbarte sich ein ganzer Könn**er**, der mit geradezu spielender Leichtigkeit Stilles und Leises wie Hochdramatisches zu gestalten vermag. Danach hat er sich dem wilden Johann Christian Günther liebevoll zugewandt und dessen Wüthheit und Irren geradezu genialisch nachgestaltet. Nun stehen wir vor dem Okkupationsroman „*Grenzland*“ und wissen nicht, was wir mehr bewundern sollen, die Zartheit, mit welcher Hohlbaum die feinsten Seelenregungen malt, oder die Robustheit, mit welcher er Szenen und Personen skizziert und so zielsicher aufs Papier wirft, daß sie stehen und leben. Er verfügt aber nicht bloß über eine geradezu stupende Technik, die von ihm als Erzähler noch das Höchste erwarten läßt, sondern zugleich über eine wunderbar einschmiegende Innerlichkeit. Mir scheint, im „*Grenzland*“ hat er auch gar viel Eigenes gegeben, der aus dem langen Feldzuge von vorderster Front heimgekehrte Doktor Hohlbaum. Und ich glaube fast, daß auch er den Weg, den Walter von Molos von Wien nach Preußen fand, einst beschreiten wird, er, einer der ausichtsreichsten, wohl der befähigste unter den jüngerem und neueren Erzählern. Zwischen Rofegger und Spielhagen erwächst dem Staackmannverlage hier vielleicht ein dritter Gigant. Und somit uns allen! Heil!

Paul Burg

„*Poetisches aus Ostpreußens Leid- und Freudentagen.*“ Von Ida Krause. — W. Härtel & Co. Nachf., Leipzig.

„*Poetisches aus . . .*“ Hübscher Titel, nicht wahr? Nicht minder hübsch ist auch das dem Titelbild unmittelbar folgende Lichtbild der Poetin. . . Was dann kommt, nämlich die eigentliche „*Poesie*“, ist allerdings geradezu „*polizeiwidrig*!“ —

1. Teil: „Krieg!“ A. „Ein Streit so groß / Er bricht nun los, / Wie wir ihn nie geseh'n. / O großer Gott, / Hilf uns aus Not, / Laß Unrecht nicht geseh'n!“ Ueberschrift: „Beim Ausbruch des Krieges!“ —

B. „Steckst dich jetzt gar in des / Briefträgers Kleidung, / Unter des Schnurrbartes / Strenger Vermeidung. — Trägst du ein Brieflein dann / Liebenden Inhalts, / Sicher, du kleiner Mann, / Fügt du hinzu 'was“ Ueberschrift: „Amor im Kriege.“! —

C. Folgt ein begeisterter Hymnus! auf den — „tolzen Aar“ des „neuen Königreichs Polen“: „Entfalte deine Schwingen, stolzer Aar! / Entfalte sie und steig' zu lichten Höhen! / Wir, deine Freunde, werden's gerne sehen!“ —!

2. Teil: „Frieden!“ A. „Liebe, die schönste der Künste.“ „Die herrlichste unter den Künsten“ / das ist doch und bleibt wohl — die Liebe. / Ja, Liebe ist auch eine Kunst! / Ja, Liebe und immer nur Liebe. / Wer sie versteht, welche Kunst!“

B. „Erfahrung“: „Ich liebte sie der Reize nach, / Ob arm sie war'n, ob reich, / Ob hoch, ob niedrig, häßlich, schön, / Das war mir ach! so gleich.“ —

C. „An der See“: „Ich hätt' wohl Lust, an die See jetzt zu geh'n, / Hätt' nur meine Kasse mehr Geld!“ —

D. „Liebe, was kommst du nicht / Einmal zu mir? / Ginge es, käme ich / Sicher zu dir. / Wahr ist's doch wohl, daß sich's / Schön mit dir geht? / Liebe, ach komm doch bald, / Sonst wird's zu spät.“

Liebe, liebe Liebe, komme bald! Komme so fort! Nur dann besteht die leise Hoffnung, daß Fräulein Ida Krause rechtzeitig verhindert wird, uns noch ein zweites, ebenso — poetisches Erbauungsbuch zu beschenken (weil sie dann wichtigere Dinge — in Küche und Keller — zu tun haben dürfte). Fritz Kudnig

Jakob Wassermann: Mein Weg als Deutscher und Jude. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Kein Deutscher, der sich mit dem jüdischen Problem auseinandersetzen will, darf an diesem Lebensabriß vorübergehen. Und wie immer — ob als Freund oder Gegner — er zum Judentum stehe, er muß ganz stark angepackt sein von dem Ernst und der Wucht, womit der bedeutende Romanautor hier Schau über sein bisheriges Dasein hält, das nach seiner Darstellung das tragische eines nie sein inbrünstig begehrtes Ziel: „Aufgehen in der deutschen Gemeinschaft“ Erreichenden ist.

Eine große Klage ist Wassermanns Buch. Weil er Jude, ist er von den Deutschen, groß- wie feinfühnigen, nie voll als ihresgleichen angesehen worden. In der Notzeit des Anfangs nicht und später nicht, da er Sicherheit und Ruhm erlangt. Schließlich wird Wassermann zum Ankläger, der unabänderlich — weil im tiefsten, geheimnisvollen Rasseempfinden begründet — Allgemeines aus persönlichem Erleiden heraus überscharf verurteilt. Doch erschüttert er dabei immer durch die heiße, unzerstörbare Liebe zum Deutschtum, die er auf jeder Seite verrät. Er-

schütternd auch das schmerzvolle Wissen um die Schattenseiten der eigenen Rasse.

Ueber das Völkische hinaus gibt das Buch hochbedeutungen, oft selbst am intimsten Einblick in das Werden eines unter Vielen berufenen Einzelnen, eines wirklichen Dichters, der in betreff seiner dichterischen Sendung von einem heute außerordentlich seltenen Verantwortungsgefühl erfüllt ist. Agathe Weigel

Die Blauen Bücher. „Der Blumenkorb.“ „Tore, Türme und Brunnen aus deutscher Vergangenheit.“ Verlag von Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig, 1921. Jeder Band 8.40 Mk.

Wer kennt nicht die Auge und Gemüt entzückenden „Blauen Bücher“ von Karl Robert Langewiesche? Wenn irgend jemand von den Erwachsenen — und vermutlich sind es deren recht viele — sich noch die Freude am Bilderbuch bewahrt hat, hier gibt es solche Bücher, die eine unerschöpfliche Quelle edlen Genusses bieten. „Der Blumenkorb“! Das sind Abbildungen der Werke von deutschen Malern, die in den Zeitrahmen von 1800 bis 1870 gehören. Erst durch die Jahrhundert-Ausstellung 1906 wurden sie aus dem Dunkel und der Verborgenheit wieder ans Licht gebracht. Wir nennen u. a. nur Namen wie Friedrich, Hasenclever, Hübner, Krüger, Lessing, Waldmüller. Auch unseren lieben alten Danziger Johann Carl Schülz finden wir mit einem Bilde der Langen Brücke in Danzig vertreten. So soll denn der „Blumenkorb“ als eine Ergänzung des im gleichen Verlage erschienenen „Stillen Gartens“ willkommen sein. „Um so willkommener vielleicht in einer Zeit, in der sich an der Oberfläche der Nation Dinge, Verhältnisse und Menschen breit machen, die weniger als nichts gemein haben mit dem deutschen Wesen, das sich für den Empfanglichen in den Bildern dieses Buches ausdrückt.“ So der Herausgeber. Und nun zu den „Toren, Türmen und Brunnen aus vier Jahrhunderten deutscher Vergangenheit.“ Wie heimeln sie uns an, diese treuen Wächter alter deutscher Städte, diese ehrenfesten Türme und diese behäbigen Tore, und ebenso die Tag und Nacht rauschenden Brunnen, um die sich am Feierabend das junge Volk drängte. Welch eine Summe künstlerischer Gestaltung steckt in all diesen Werken, und wie „erstaunlich ist die Sicherheit, mit der immer alle Teile zu einem harmonischen Ganzen zusammengestimmt sind“ (Correll). Daß wir unter den Toren auch unsere liebsten, alten Krahntor wiederfinden, sowie unter den Türmen einen „Kick in de Kök“ in Reval, der mit unserm Milchkannturm viel Ähnlichkeit hat, freut uns Danziger besonders. Mit den Jahren vor Eintritt der Herrschaft des Barock als Zeitgrenze schließt das Buch, und die Anordnung der Bilder ist eine ungefähr geographische: „im Rhein—Main—Gebiet beginnend, und in großen Kurven erst durch Süd-, dann durch Nord-Deutschland hindurchgehend.“

Wir können auch diese beiden prächtigen Bände der „Blauen Bücher“ nur auf das angelegentlichste empfehlen. Walter Domansky

Leonhard Schrickel: „Das Buch der Könige“. Theoder Weicher, Leipzig u. Berlin. 257 S. Geh. 16 M., geb. 22 M.

Ein ergreifendes Buch, weil es aus Gedankengängen heraus gewachsen ist, die uns um so tiefer berühren, als die Zeitereignisse sowie so schon sie in jedes fühlenden und denkenden Menschen Brust geweckt haben. Technisch ist es eine Sammlung von novellenartigen Erzählungen, die durch eine allerdings umfangreicher, als es sonst zu geschehen pflegt, gestaltete Rahmenerzählung zusammengehalten werden. Aber stärker noch als dieses Band, das nur die äußere Zusammenstellung der Einzelerzählungen motiviert, ist das inhaltliche Band, das sie zusammenhält und angedeutet ist in dem Begriff des Königs. An aus Sage und Geschichte genommenen Beispielen wird der Inhalt dieses Begriffes vor unserm Herzen ausgebreitet; denn das ist das besonders Schöne an diesem Buch, daß es uns zu gefühlsmäßiger Teilnahme hinzureißen vermag. Und die Erkenntnis bleibt am Ende, daß Königsein mehr ist, als den Namen tragen, daß es heißt, in Tat und Wort ein königlicher Mensch sein, ein Führer und einer, der den Glauben an sein Führertum zu wecken und zu erhalten weiß. Ob er dann auch König heißt, ist wohl Nebensache, aber daß die Menschen ohne Führer, d. i. ohne König, in die Irre gehen, ist eine vielleicht bittere, aber um so wahrere Erkenntnis für den, der die Geschichte der Menschen kennt. So ist dieses Buch eine Mahnung und doch auch ein Trost. Möchte es zu vielen Deutschen dringen.

Ernst Lemke

Erika Richter: „Die Erholungsreise“. Nikolaische Verlagsbuchhandlung R. Stricker, Berlin. Preis geh. 14 M., geb. 18 M.

In unsere sensationslüsterne, nervöse und zerfahrene Zeit fällt dies Buch hinein wie ein feiner, goldener Sonnenstrahl in ein dunkles, trübseliges Zimmer. Ein leiser Duft weht darin wie aus jener Epoche, welche die Literaturgeschichte als Romantik bezeichnet. Wehmütig und lächelnd zugleich erbaut sich der Leser an den verworrenen Geschichten all dieser seltsamen und merkwürdigen Menschenlein, die der Verfasser mit einem heitern, einem nassen Auge, aber mit so überzeugender Gestaltungskraft vor uns hinstellen versteht, daß wir sie mit unsern lebendigen Augen zu sehen wähen. Da ist so gar nichts heldenhaftes, nichts Großes an diesem Völkchen, das uns vorbeimarshiert; doch haben wir sie alle, den Archivrat, den Bäcker, den Pfarrer, die Kinder und die Frauen, lieb und gerne vielleicht gerade um ihrer Fehler und Schwächen willen. Und die acht Steinzeichnungen, mit denen der Verfasser das Buchlein geschmückt hat, tragen das Ihre dazu bei, uns zu erfreuen und zu bezaubern. Wolfgang Federau

Paul Lechler: „Aus der Mappe eines Armenpflegers“. 2. Aufl., mit Buchsdruck von Eugen Stöffler, Bad Nauau

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

3. Jahrgang

Mai 1922

Inhalt des 2. Heftes:

	Seite
Karl C. von Loesch: Der Deutsche Schutzbund und seine Jahrestagung in Ost- und Westpreußen	49
Fritz Kudnig: Wie groß	53
Max Worgigki: Das schöne Ostpreußen mit 14 Bildern	53
Wilhelm von Oberritz: Ostpreussische Dome mit 5 Bildern	58
Martin Borrmann: Tore sind wir	68
Erich Klein: Von den Glanzzeiten Königsbergs mit 2 Bildern	69
Carl Lange: Die Pfingsttagung des Marienburgbundes mit Bild	73
Willibald Omankowski: Crucifixus	73
Agathe Weigelt: Frau Jutta	74
Herbert Saekel: Westpreussische Dichter	75
Franz Mahlke: Das letzte Fest	80

Rundschau:

Vorläufiges Programm für die 3. Bundestagung des Deutschen Schutzbundes in Ostpreußen 27. Mai bis 6. Juni 1922	81
W. Scheuermann: Verwälschung als Vorbereitung zur Annerion	82
Max Worgigki: Der Kampf um das Saargebiet	85
Ludwig Finckh: Der Ursprung	88
Anruf für ein Königsberger E. Th. A. Hoffmann-Gedächtnismal	89
Carlstenn: Deutscher Heimatbund, Danzig	89
H. Frobenius: Absichten und Ziele des studentischen Besuchs in Danzig bei der Schutzbundtagung	91
Hild. Guhl: Zwei Abschriften des Majorenliedes	91
Bertha Witt: Eine seltsame Reise von Königsberg nach Danzig	92
Buchbesprechungen	92—96

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz vom 19. Juni 1901)

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1922

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Berlin

Für die Schriftleitung verantwortlich:

Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstraße 9

Druck von J. S. Preuß, Werkstätten für Buch- und Kunstdruck,
Berlin S.14, Dresdener Straße 43

Die Grenzboten

die älteste deutsche Zeitschrift, für Politik, Literatur
und Kunst erscheint soeben im 81. Jahrgang

Bedeutende und führende Männer des
politischen Lebens und der Wissen-
schaft sind ständige und gele-
gentliche Mitarbeiter.

Abonnementspreis (jede Woche ein Heft Großformat)
vierteljährlich 26 Mark — Einzelheft 2.50 Mark.

Bestellungen bei jeder Buchhandlung, Post oder direkt vom Verlag.

Ein vierwöchentliches Probeabonnement

für 6,00 Mark

sowie kostenlose Probehefte stehen durch den

Verlag Abt. Grenzboten

Berlin S.W. 11, Tempelhofer Ufer 35 a

zur Verfügung.

40

Der II. Jahrgang

VIVOS VOCO

Zeitschrift für neues Deutschland

Begründet von Hermann Hesse und Richard Woltereck

**Die Zeitschrift
des jungen geistigen Deutschland**

Vivos voco dient:

*der freigerichteten Jugendbewegung
dem der Zukunft zugewandten Studententum
der für entschiedene Reformen kämpfenden
Lehrerschaft*

*Allen, die ein helleres und geistigeres Deutschland
wollen.*

Vivos Voco dient:

*keiner Partei — keiner Regierung —
keiner Konfession —
keiner Unternehmer- oder Interessengruppe.*

Vivos Voco will:

*der freien deutschen Jugend und der geistigen
Zukunft Deutschlands den Weg bereiten helfen!*

Verlag VIVOS VOCO, Leipzig.
Roßstraße 14.

(Lahn), Zentralfstelle zur Verbreitung
guter deutscher Literatur.

Kleine, anspruchslos erzählte Berichte
aus dem wirklichen Leben und schlichte,
herzenswarme Gedichte füllen das hübsche
Bändchen. Ein Mensch tritt vor uns,
der seines Amtes als Armenpfleger mit
Liebe und Gerechtigkeit waltete; ihm
war der Leittferr seines Tuns die Er-
kenntnis geworden, daß alle Hilfe aus
leiblicher Not nichts bedeutet, wo die
Seele Schaden genommen hat. Ent-
täuſchung und Undank hat ihn von
seinem Wege nicht abzubringen ver-
mocht, und reichen Lohn hat er gefunden
in den dankbaren Augen derer, die den
Sinn seines Helfens verstanden. Von
stillen Liebesarbeit in der Gesinnung Jesu
Christi gibt das Buch ein schönes Zeugnis.

Mar Carstenn

Walter Guise: „Märchenland
Liebe“. Edda-Verlag, Cassel. 40 S.

In befeelter Natur treue, gute Men-
schen: Jöhlen! Ruhig gleitende, klare
Form zeichnet diese Verserzählungen aus.
Man denkt an den beschaulichen Frieden
eines Joh. Heinrich Voß. Die vier Ge-
sänge des Stüches „Unter dem Linden-
baum“ besonders kennzeichnen den Ver-
fasser als einen Epiker, der seine Umwelt
mit herzlicher Zuneigung erfaßt. Das
Buch ist vor vielen Jahren schon ent-
standen. Es stammt aus dem Märchen-
land Liebe. Die Bilder von Gerd Paul
sind gut eingestimmt. Mar Leijchner

Paul Casper: „Auslösung“. Ge-
dichte. Verlag S. W. Mayer, Berlin-
Wilmsdorf. 16 S.

Das schmale Bändchen mit dem ein-
drucksvollen Titelholzschnitt Friedrich
Bernhards vereinigt eine mit strenger
Selbstkritik geachtete Auswahl gedanken-
reicher Verse, die in gebundenen und
freien Rhythmen form schöne Sprache und
eigenwillige Wortbildungen darbringen.
Für Sucher und Denker findet sich darin
eine Gabe von nicht alltäglichen, durch-
aus über dem Durchschnitt stehender
Gedichte, die wirklich wert sind, daß sie
erfüllt und durchdrungen werden.

Mar Leijchner

Elisbeth Steinbiß: „Wanderung“
(Aus der Sammlung „Dorfrühling, Bücher
für werdende Menschen“). Stuttgart,
K. Thienemann, 1921. Geb. 16,50 M.

Wie ein schlichter, wertvoller Mensch
durch Mühe und Not, durch Glück und
Freude reißt wird zu einem wahren Leben
voll leuchtender Liebe, das schildert dieses
Buch; unaufdringlich und zurückhaltend,
aber durchflutet von feiner, warmer Herz-
empfindung und in einer edlen Sprache,
die sich oft zu poetischer Schönheit empor-
hebt. Nichts findet sich hier von der Süß-
lichkeit gewöhnlicher Bachschillerliteratur,
nichts auch von dem selbstgenießerischen
Drang modern sein wollender Ueberheb-
lichkeit, die hinter kraftgenialischen Er-
plosionen die Unfähigkeit zu Selbstzucht
und Willensbeherrschung mühsam ver-
birgt. Werden den Menschen wird das
schöne Buch zu Klarheit und Würdigkeit
helfen können. Mar Carstenn

**Atelier für
Kunstgeigenbau**

gegr.
1875



SONN

Willy Trossert Danzig
Geigenbauer Heiligegeistg. 17
An- und Verkauf alter Meistergeigen

BORG



**FÜR
QUALITÄT RAUCHER**

Bernhard Liedtke, Danzig

Langgasse 20

**Ständige Ausstellung berühmter
Meister. Gemälde und Graphik**



Kunstgewerbehaus



Langgasse 21



Wir kaufen

Danzigmarken

aus dem Verkehr gesammelt und
erbitten Angebote größ. Posten.

Haben Sie bessere Einzel-
marken zu verkaufen, so machen
Sie uns bitte zuerst Ihr Angebot.

Karl Riedel & Gamper

(Inh. Karl Riedel)

Danzig-Langfuhr, Brunshöferweg 45a.

Telefon 6263



Antiquitäten



Komplette Zimmereinrichtungen

Uebnahme ganzer
Wohnungsausstattungen

Ausstellungssäle nur

11 Jopengasse 11

PAUL GEYER.

Robert Ehmann

Danzig

Altstädtischer Graben 5

Tuchhandlung

Elegante Maßschneiderei.

Danziger Konfektionshaus

Inh. Aug. Steinhöfel.

Massanfertigung

eleganter

Damen- u. Herrengarderoben

Neueste
Moden



Vornehme
Verarbeitung.

Tadelloser
Sitz

Solide
Preise

Töpfergasse 23/24 Poggenpuhl 59

Altstädt. Graben 69b.

Langfuhr, Hauptstr. 11.

Meine Damen!

Bei einem Bedarf in
Frisieren, Kopfwaschen

Ondulieren, Manicure

Kopf- und Gesichtsmassage

Färben oder Bleichen des Haares

erinnern Sie sich stets der

Spezial-Firma

Haar-Körner

Danzig, Kohlenmarkt Nr. 18/19

Fernruf 2279.

Die Jungen in der Politik!

Soeben
erschien:

DIE NEUE FRONT!

Herausgegeben von

MOELLER VAN DEN BRUCK, HEINRICH VON GLEICHEN
MAX HILDEBERT BOEHM

Größe 8°

425 Seiten

Geheftet Mk. 60.—, Halbleinen Mk. 90.—, Halblederband Mk. 160.—

DIE NEUE FRONT ist das erste entscheidende Beispiel, daß ein fruchtbarer Zusammenschluß von Angehörigen aller Schichten unseres Volkes möglich ist, sofern sie nur die Kraft haben, den Partei-geichtspunkt zurückzustellen und die Not der Nation voranzustellen. Denn es schlossen sich hier Männer zur Front zusammen, die aus dem Kriegs- und Noterlebnis eine gleiche Einstellung zu den Problemen der Nation und ihrer Politik mitbrachten, vor allem aber zeigte sich hier, daß die Jugend — nicht nach Jahren, sondern nach der innerlichen Spannung gewertet — in allen entscheidenden Dingen ganz gleich fühlte, ob sie im übrigen „reaktionär“ oder „revolutionär“ dachte. Aus ihr erwuchs **DIE NEUE FRONT**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag
Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35, Lützowstr. 7

Volkswirtschaftler, Sozialpolitiker, Historiker, Juristen, Verwaltungsbeamte, leitende Angestellte in Industrie, Handel und Bankwesen, Lehrer, Journalisten, Parlamentarier, Stadtverordnete, Gewerkschaftsführer!

Quellen - Material

zur politischen, wirtschafts-, sozial-, steuer- und kulturpolitischen Zeitgeschichte, aus Gesetzgebung u. Rechtsprechung aller Länder erschliesst

„Das Material“

Wöchentliches Inhaltsverzeichnis zum „Zentral-Archiv für Politik und Wirtschaft“.

Jeder Abonnent kann jeden ihn interessierenden Beitrag des „Zentral-Archivs“ zum Preise von nur **einer Mark** als Ausschnitt beziehen!!!

Bezugspreis des „Materials“ (Post-Versendungsart: Regensburg) nur **Mark 4.—** vierteljährlich. Bestellungen bei allen Postanstalten. Auskünfte und Probenummern von der

35

Verlagsanstalt München, G. m. b. H., München, Ludwigstrasse 17 a.

Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

5. Jahrgang ::: 52 Nr. jährlich geben ein getreues Bild der politischen u. wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands und den Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöpferischer Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat, sowie aus den Organisationen in Deutschland.

Einzelnummer M. 2.—, bei der Post bestellt in Deutschland, Danzig und Memel vierteljährlich M. 21.—, Versand unter Kreuzband ins Ausland viertelj. M. 35.—

Baltischer Verlag und Offsetdruckhandlung G. m. b. H., Berlin W 30, Mohrstraße 22.

"Pelikan"-Farben, Günther Wagner's Künstler-Wasserfarben

Kunsthandlung, Bildereinrahmung Willy Voß

Danzig

Fernsprecher 1324 ♦ Gr. Gerbergasse

Große Auswahl in Originalen

von

M. v. Ziegler, Gustav Pfahl u. a. m.

Aquarelle, Original-Kopierungen

Holz- und Steiner schnitte

Graviüren und Farbendrucke und Künstler-
Postkarten

♦

Reichhaltiges Leistenlager
und Ovalrahmen

Photogrammen

Bergolderei

Familienversorgung

Wer für sich und seine Hinterbliebenen sorgen will, erreicht dies in besonders vorteilhafter Weise durch Benutzung der Versicherungseinrichtungen des

Preussischen Beamten-Vereins

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Förster, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufm. Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Das Geschäftsgebiet des Vereins erstreckt sich auch auf die Freistadt Danzig.

Versicherungsbestand 544696 197 M.

Vermögensbestand 217328385 M.

Der Verein arbeitet ohne bezahlte Agenten und spart dadurch sehr bedeutende Summen. Er kann daher die Prämien (Versicherungsbeiträge) sehr niedrig stellen und trotzdem sehr hohe Dividenden verteilen, so daß die Gesamtkosten für die Versicherung bei unbedingter Sicherheit äußerst gering sind. — Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preussischen Beamten-Vereins
zu Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in den Ostd. Monatsheften Bezug nehmen.

TENNIS

ALLEINIGES AMTLICHES ORGAN
DES DEUTSCHEN TENNIS-BUNDES

Illustrierte Zeitschrift für Tennis und Golf.

Abonnementspreis Mk. 44.70

inkl. Porto pro Jahr :: ::

Verlag

Albert Nauck, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 28

Fernruf: Amt Lützow Nr. 9954.

Sie spielen Klavier

oder Harmonium ohne jede Vorkenntnis nach der preisgekrönten, sofort les- und spielbaren Klaviatur-Notenschrift **RAPID**. Es gibt keine Noten-, Ziffern- oder Tastenschrift, die so viele Vorzüge hat wie **RAPID**. Seit 17 Jahren weltbekannt als billigste und erfolgreichste aller Methoden. Anleitung mit verschiedenen Stücken und Musikalien-Verzeichnis Mk. 25.—. Aufklärung umsonst.

Musikverlag Rapid, Rostock 31

Daheim-Möbel

Langfuhr,
Hauptstr. 17
früh. „E. d. W.“

GUTE BÜCHER

wertvoller Literatur in künstlerischer Ausführung auf holzfreiem Papier und in festen Halbleinenbänden bietet der

Volksverband der Bücherfreunde

Wegweiser-Verlag G. m. b. H. / Berlin W. 50, Rankestr. 34

seinen Mitgliedern zu den günstigsten Bedingungen. Die Bücher können nur an Mitglieder abgegeben werden. Die Mitgliedschaft ist kostenlos. Verlagsverzeichnis nebst Satzungen unberechnet und postfrei

Demnächst erscheinen:

Eduard v. Hartmann: Das sittliche Bewußtsein.
Nibelungenlied, übersetzt von Karl Wolfskehl.

Fichte: Bestimmung des Menschen.

Anweisung zum seligen Leben.

Kappstein: Religionen der Menschheit. 2. Teil.

Sinclair Lewin: Die Hauptstraße.

Alexis: Die Hosen des Herrn v. Bredow.

Hauff: Lichtenstein.

Keller: Die Leute von Seldwyla.

Ludwig: Zwischen Himmel und Erde.

Reuter: Franzosentid, Stromtid.

Stifter: Bunte Steine.

Gesamtausgaben von Goethe, Hauff, Keller, Kleist, Ludwig, Reuter, Schiller, Shakespeare.

An den Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, G. m. b. H.

Berlin W. 50, Rankestr. 34.

Ich beabsichtige, dem Verband als Mitglied beizutreten und ersuche um kostenlose Zusendung des Verlagsverzeichnisses.

Name:

Stand:

Ort:

Hotel Bellevue Dresden

R. Ronnefeldt, Vorstand und Leiter.

..... Weltbekanntes, vornehmes Haus
in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz,
gegenüber dem Schloß, Opernhaus, Gemäldegalerie u. Museen.

Mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Großer Garten und Terrassenaal an der Elbe.

Abgeschlossene Einstellräume für Kraftwagen.

Konditorei Ecker :: Zoppot

Seestraße 60

Tel. 104

Seestraße 60

Ab 4 Uhr täglich: KONZERT

DINER

SOUPER

à la Carte

Ostseebad der Stadt Danzig BRÖSEN Ostseebad der Stadt Danzig Kurhaus und Strandhalle

Inhaber Paul Ibold

die gegebene Gaststätte für Ausflügler und Erholungsuchende

Zoppot

Kasino — Theater — Kabarett
Bunte Abende und Künstler-Vorführungen.

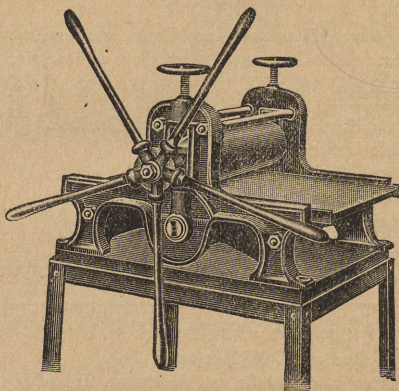
SPORT

Warmbad mit allen medizinischen Bädern. Lesesäle.
Hotels und Pensionen geöffnet. Neue Prospekte frei durch die Badekommission.

Künstler-Druckpresse „Präzision“

Walzenbreite 400 mm

Druckplatte prima Eisen
plan gehobelt!



Leopold Hess

Berlin W.35, Genthiner Str. 29

Ein Seitenstück zu Lönz Wehrwolf.

Vor kurzem erschien:

Will-Erich Peuckert Apokalypse 1618.

Mit 4 Einolschnitten von Walter E. Loch.
Broschiert M. 20.—. Gebunden M. 32.—.

Wie Lönz greift der Schleifer Peuckert mit sicherem Griff ein Stück Leben aus dem 30-jährigen Krieg heraus. Sein Held ist von religiösem Wahn und Sinnengier zugleich aufgepeitscht, er erlebt das Kriegsschicksal mit einer Handvoll Grübler, Verhungerten u. Verzweifelter in einem Winkel des Hergebirges. Dieses Menschen-schicksal wird zum Symbol, denn der schlesische Dichter hat die Augen des Schauenden, dem sich letzte Wahrheiten aufhellen. Der irre Prometheusstolz des Helden verdichtet sich zu einem bäuerlichen Rän, eines Gottes-hassers aus Gottessehnsucht. Indem er damit zu einem Sinnbild jenes ewigen Kampfes der Gewalten zwischen Licht und Dunkel wird, erhebt sich der Roman zu einem erschütternden Kunstwerk voll tragischer Größe.

Eugen Diederichs Verlag in Jena.

Im unterzeichneten Verlage erscheinen:

Preußische Jahrbücher

Begründet von R. Haym, fortgeführt von Heinrich v. Treitschke u. Hans Delbrück

Herausgeber: Dr. Walther Schotte

Band 188, Heft 2

Mai 1922

Aus dem Inhalt:

Emil Daniels, Zur Genesis der „Deutschen Bank“

Josef Nadler, „Wittiko“?

A. Erich Brinkmann, Entwicklung und Ziele der heutigen Stadtbaukunst

Bernhard Schmiedler, Mittelalterliche Geschichte

Friedrich Rosen, Ein englischer Geschichtsschreiber über das Jahrhundert vor dem Weltkriege

Hugo Schäfer, Die militärischen Abmachungen des Dreibundes vor dem Weltkriege

Probehefte stehen bei Bezugnahme auf die „Ostdeutschen Monatshefte“ gern zur Verfügung. Die Preußischen Jahrbücher sind zu beziehen durch den Buchhandel, die Post, sowie den unterzeichneten Verlag.

Preis pro Vierteljahr Mark 48.—

Einzelheft Mark 17.50

BERLIN NW. 7,

Dorotheenstraße 66/67.

GEORG STILKE,

Verlagsbuchhandlung.

Schriftenreihe der Preussischen Jahrbücher

Nr. 1 **Der Weltkrieg und seine Probleme**

Rückschau und Ausblick
von **Wilhelm Groener**,
Generalleutnant z. D.

Inhalt: 1. Der politische Gedanke vor dem Kriege. 2. Graf Schlieffen und der operative Gedanke. 3. Die staatsmännische Führung im Kriege. 4. Der politische Gedanke und die Kriegsführung. 5. Volkswirtschaft und Kriegsführung. 6. Die englischen Waffen. 7. Die Kriegskonjunktur. 8. Der wirtschaftliche Durchbruch. 9. Millionenheere und Technik. 10. Die feindliche Führung. 11. Der Schlussakt. 12. Nemesis.

Preis brosch. Mark 14.—, geb. Mark 20.—

Nr. 2 **Ostasiatische Pilgerfahrt**

Aus dem Tagebuch einer Reise
nach China und Japan 1908/09
von **Gerhard von Mutius**

Inhalt: Vorwort. — Reise nach China. — Reise nach Japan. — Gedanken über die Japaner. — Gedanken über japanische Kunst.

Preis brosch. Mark 10.—, geb. Mark 17.50

Nr. 3 **Die Zukunft der ober Schlesischen Wirtschaft**

Eine Kritik der polnischen Propaganda
von **Dr. Walther Schotte**,
Herausgeber der preussischen Jahrbücher
Mit 2 farbigen Karten

Inhalt: 1. Die polnische Propaganda. 2. Missbrauch deutscher Denkschriften durch die polnische Propaganda. 3. Oberschlesiens geographisch-wirtschaftspolitische Lage. 4. Das ober Schlesische Kohlenproblem. 5. Die ober Schlesische Erwerbsversorgung, noch eine polnische Polemik gegen Keynes. 6. Die ober Schlesische Rohstoffproduktion in ihrem Verhältnis zu Deutschland und Polen. 7. „Wer ernährt Oberschlesien.“ 8. Oberschlesiens Import und Export. 9. Der Organisationszusammenhang der ober Schlesischen und deutschen Wirtschaft. 10. Deutschlands Anspruch auf ein ungeteiltes Oberschlesien.

Preis Mark 12.—

Nr. 4 **Pessimismus?**

von **Oswald Spengler**

Die kleine Schrift ist in höchst lebendigen, reizvollen Auseinandersetzungen mit den Zeitproblemen und einer hellen Beleuchtung seiner daraus erwachsenen Philosophie eine wahrhaft authentische Interpretation von Spenglers Werk und stellt daher die unentbehrliche Ergänzung zum „Untergang des Abendlandes“ dar.

Preis Mark 4.—

Nr. 5 **Bachs „Chromatische“**

von **Dr. Heinrich Sitté**,
Professor in Innsbruck

Inhalt: Einleitung. Thallo. Auzo. Caryl.

Preis Mark 18.—

Nr. 6 **Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik und der Ausgang des Mittelalters**

von **Dr. Heinz Heimsoeth**,

a.o. Professor der Philosophie an d. Universität Marburg

Inhalt: Einleitung: Der Beginn der Neuzeit in der Philosophie. 1. Gott und Welt; die Einheit der Gegensätze. 2. Unendlichkeit im Endlichen. 3. Seele und Aussehen. 4. Sein und Lebendigkeit. 5. Das Individuum. 6. Erkenntnis und Wille.

Preis Mark 100.—

Nr. 7 **Bismarcks Stellung zum christlichen Staat**

von **Dr. Carl Schweitzer**

B's Frömmigkeit trägt ausgesprochen lutherisches Gepräge und weisst sich von vornherein seiner quietistischen pietistischen Umgebung überlegen. Seine ersten Bekenntnisse zum christlichen Staate, die mit der Theorie Sta hls verwandt sind, insoweit dieser mit Hegel übereinstimmt, zeichnen ein eigentlich Bismarcksches christlicher Realismus aus; ein Christentum nicht über, sondern im Staate, der die Aufgabe hat, das Christentum zu verwirklichen, „wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht“; im Mittelpunkt: das Gottesgnadentum gerade des konstitutionellen Königs. Diese ersten Bekenntnisse werden als Programm auch für die gesamte spätere Bismarcksche Politik erwiesen.

(In Vorbereitung)

Nr. 8 **Deutschlands Bündnispolitik**

Betrachtungen zu den Memoiren des
Freiherrn von Eckardstein

von **Dr. Maximilian von Hagen**

Der Verfasser gibt in knappstem Rahmen einen lückenlosen Überblick über das kunstvolle Bismarcksche Bündnisssystem. Er bespricht weiter die politische Lage, die für den „neuen Kurs“ entstand, und besonders ausführlich die Frage der englischen Bündnisangebote.

Preis Mark 7.50

Nr. 9 **Der ehemalige Kronprinz als Politiker**

von **Dr. Friedrich Thimme**

(In Vorbereitung)

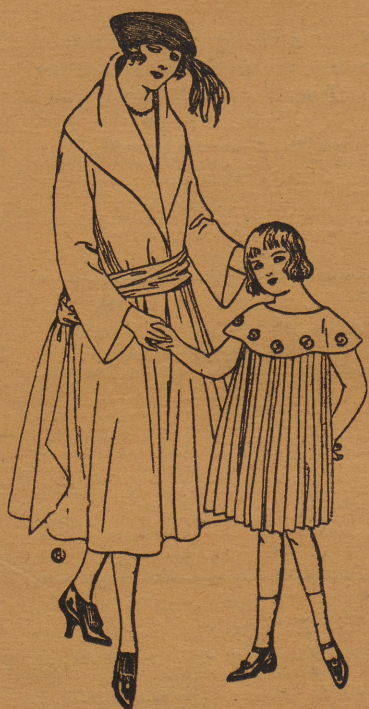
Nr. 10 **Zur Psychologie Frankreichs**

von **Otto Grautoff**

(In Vorbereitung)

Berlin NW7, Dorotheen-
Str. 66/67

Georg Stilke Verlag



*Spezialhaus
für Damen-
und Kinder-
Konfektion*

L. Murzynski
Inhaber: Wilhelm Broschke
DANZIG Gr. Wollwebergasse 6-8